973.03
P534

UNIVERSITY of
PENNSYLVANIA
LIBRARIES

Rittenhouse Library

Mitteilungen

des

Deutschen Pionier-Vereins

von

Philadelphia.

Aus L. A. Wollenwebers Aufzeichnungen.

Carl Borm.

Zum Abschied.

Fritz Schütz.

Dreizehntes Heft, 1909.

Mitteilungen
des
Deutschen Pionier-Vereins von Philadelphia.

Dreizehntes Heft, 1909.

Aus den Aufzeichnungen
von
L. A. Wollenweber
über seine Erlebnisse in Amerika, namentlich in Philadelphia.*

Wer seine Heimat, wer sein Vaterland, wer seine Abstammung verleugnet, ist, was wir leider bei unsern eingewanderten Deutschen finden, nach meiner Meinung nicht viel wert und verdient kein Zutrauen. Diejenigen, welche so weit gehen, selbst ihren guten, ehrlichen, väterlichen Namen fortzuwerfen und sich mit einer englischen Uebersetzung desselben zu brüsten, sind nach meiner Meinung entweder armselige Tröpfe, die nicht wissen was sie tun, oder Verräter an ihrer deutschen Herkunft, denen man den Krieg erklären sollte.

Ich wenigstens bin stolz auf das Land meiner Geburt, auf meine liebe, schöne, deutsche Heimat, und dessen Volk. Ich schäme mich nicht zu sagen, dass ich in einem kleinen, armen Dörflein namens Ixheim in der Nähe der Stadt Zweibrücken am 5. Dezember 1807 geboren bin, wo mein Vater als armseliges Schulmeisterlein agierte und meine Mutter, eine geborene Schweizerin, eine Spitzenklöpplerin war. Meine Voreltern von Vaterseite stammten aus dem Schwabenlande. Mein Groszvater mütterlicherseits, Louis Ambos, diente im Regiment Zweibrücken in Lafayettes Armee und focht für die amerikanische Freiheit bei Yorktown und andern Schlachten.

Schon als ich kaum sieben Jahre zählte, starb mein lieber Vater, und ich war noch nicht in das Jünglingsalter getreten, so rief der Tod auch meine Mutter ab. Ich war eine Waise. Sie hinterlieszen

* Diese Erinnerungen wurden wahrscheinlich Ausgang der siebeniger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts niedergeschrieben und in einigen deutschen Zeitungen veröffentlicht. Ausschnitte davon, die in ein Heft eingeklebt und mit Zusätzen und Aenderungen Wollenwebers versehen sind, wurden von Fräulein Alice Wollenweber dem Pionier-Verein zur Verfügung gestellt, und da sie für die Geschichte des Deutschtums, besonders in Philadelphia, wertvoll sind, erschien ihr Wiederabdruck in den Mitteilungen des Pionier-Vereins zweckmäszig. C. F. H.

271781

mir ein kleines, ja unbedeutendes Vermögen; doch verwaltete mein guter Vormund dasselbe so gut, dass ich, nachdem ich die Bürgerschule eine Zeit lang besucht hatte, in das Gymnasium in Zweibrücken aufgenommen werden konnte. Ich machte im Gymnasium nur sehr mäszige Fortschritte, und da ich auf kein Stipendium hoffen konnte, und mein Vermögen zu klein war, um auf meine Kosten auf einer Universität weiter zu studieren, so gab mich mein Vormund zu dem damals bekannten und geachteten Buchdrucker und Buchhändler Ritter in Zweibrücken in die Lehre. Als meine Lehrzeit verflossen war, wanderte ich durch Deutschland, die Schweiz und einen Teil von Frankreich, wo ich in verschiedenen Städten arbeitete. Als im Jahre 1830 die Juli-Revolution in Frankreich ausbrach, war ich in dem Städtchen Sarreguemines (Saargemünd, damals Französisch-Lothringen) beschäftigt und machte dort mit andern jungen Leuten das Revolutionsmanöver mit; doch ging es dabei ziemlich zahm her. Es kam zu keinen Ausgelassenheiten oder gar etwa zu Morde, und nachdem einige unbeliebte Offiziere des dort stationierten Dragonerregiments, einige Beamten und unduldsame Geistliche fortgejagt waren, blieb alles wieder ruhig.

Nach und nach fing es aber auch in Deutschland zu gähren an, besonders in der Rheinpfalz, wo der bekannte Dr. Wirth in Zweibrücken und Homburg und Dr. Siebenpfeiffer in Oggersheim Zeitungen, ersterer die Tribüne, letzterer den Westboten gründeten, um das Volk über seine Rechte aufzuklären und gegen seine Dränger von Gottesgnaden aufzurufen. Man berief mich zum Westboten nach Oggersheim, wohin ich mit Vergnügen ging und als Druckervormann angestellt wurde, mich auch sonst so nützlich als möglich zu machen suchte, denn ich war ja ein ganz begeisterter Freiheitsmann und hasste besonders die damaligen Justmilieus, oder sogenannten auf beiden Schultern Wasserträger. Die Führer der Bewegung liesen auch bald Volksversammlungen in Oggersheim, Frankenthal und in verschiedenen Dörfern in der Umgegend berufen und dispensierten mich von der mechanischen Arbeit. Ich redete die Versammlungen an und sprach dabei, was ich später einsah (wie noch viele andere) groszen Unsinn; dennoch wurde ich applaudiert und erhielt eine gewisse Berühmtheit, so dass man mich bei wichtigen Beratungen der liberalen Führer in Baden und in der Pfalz zuliesz, die oft in Mannheim und Oggersheim stattfanden, und wobei ich die edeln Patrioten Rotteck und Welker aus Baden, Harro Harring, Fein, Baer, Schüler und Savoy aus Frankreich und andere kennen lernte.

Die Herrlichkeit in Oggersheim sollte aber nicht lange dauern, denn die hohe Obrigkeit, die noch immer viel Gewalt hatte, kam schneller wie wir gewünscht herbei, versiegelte unsere Pressen, worauf wir die Siegel davon entfernten und weiter druckten, und Siebenpfeiffer im Westboten erklärte:

Druckt! Druckt! Druckt!
Je mehr der Teufel spuckt.

Da kam die heilige Hermandad abermals, diesmal aber bewaffnet, und trieb uns zum Tempel hinaus. Ich wanderte mit meinen

beiden Kollegen und Schulkameraden Herrn Moritz Schöffler und Johann Roth, welche beide vor kurzer Zeit, der erstere in Milwaukee, der letztere in Pittsburg starben, unserer Heimat Zweibrücken zu. Bald nachdem ich dort angelangt war, erhielt ich einen Brief von einem Verwandten, der bei der Kreisregierung in der Stadt Speyer angestellt war, in welchem man mir dringend riet, mich so schnell als möglich aus dem Staube zu machen, indem ich als Siegelverletzer und Volksaufwiegler schwer angeklagt sei und meine Verhaftung jeden Tag stattfinden könnte. Ich befolgte den guten Rat, entkam glücklich, und ehe das Hambacher Fest gefeiert wurde, auf das ich mich so sehr freute, schwamm ich schon mit dem Segelschiff Markus den Vereinigten Staaten zu.

Also ich sollte und wollte das liebe Vaterland verlassen. Aber ich war noch jung, und der abenteuerliche Sinn der Jugend treibt in die Ferne. Sie ist noch nicht so festgewurzelt in der Heimat, wie das reifere Alter, das nicht blosz Freuden, sondern auch Leiden so fest mit der Geburtsstätte zu verbinden pflegen, dass es sich nur mit Schmerzen losreiszen kann. Der Jugend steht ja die Welt offen, wie man sagt, während mit dem Alter der Mut und die Kraft schwinden, auf fremdem Boden ein neues Leben zu beginnen. Erfahrung und Besonnenheit warnen alsdann vor Versuchen auf ganz neuen unbekannten Gebieten. Aber die Jugend sieht alles was ihr fremd ist im goldenen Licht der Hoffnung. Also auf nach Amerika!

Ich war ja verfolgt, vom Kerker bedroht, und drüben in der freien Republik winkte mir ja die Freiheit. Denn dass von dort kein politischer Flüchtling ausgeliefert wurde, wusste ich wohl, wenn ich auch von dem Lande sonst auch nicht die geringste Kenntnis hatte. Mit dieser war es damals überhaupt in Deutschland sehr schlecht bestellt. Man dachte sich alle, welche über das grosze Wasser gingen, für immer unter Wilden und Schwarzen verloren. Amerika galt etwa als eine Art Afrika voll Neger, voll reiszender Bestien, voll Spitzbuben, Räuber und Halsabschneider. Ist ja doch jetzt selbst das liebe, zopfige alte Vaterland noch nicht von diesen Ansichten ganz kuriert. Aber was kümmerte mich das. Ich wollte nach dem Lande der Freiheit, welcher man in Europa keinen Spielraum verstattet, wie ich sah.

Mein Vormund war zwar nur ein schlichtes Bäuerlein, aber er hatte einen klaren Kopf, willigte in mein Verlangen, gab mir mein aus 250 Gulden bestehendes Vermögen, und spornte mich an, die Heimat sofort zu verlassen. Ich schnürte also mein Handwerksburschen-Felleisen, nahm mein altes Wanderbuch und wanderte flugs von Zweibrücken nach Mainz, als ich erfahren, dass von hier mehrere junge Leute nach Rotterdam abgegangen wären, um sich von dort nach Amerika einzuschiffen. In Mainz bestieg ich den Dampfer und befand mich nach drei Tagen glücklich in Rotterdam und auszerhalb des Bereichs der deutschen Häscher. Hier fand ich nun bald jene jungen Leute und unter ihnen zu meiner grösztен Freude den Schriftsetzer Carl Jacoby, der mit mir zu Zweibrücken bei Herrn Ritter die Buchdruckerkunst erlernt hatte.

Wir beschlossen, auf der Reise und auch drüben im neuen Lande fest zusammenzuhalten, und Leid und Freud zu teilen. Ich zog zu ihm in sein billiges Privatquartier, denn wir mussten vielleicht nicht Tage sondern Wochen lang warten ehe ein Schiff abging. Damals gab es keine regelmäszigen Fahrten nach Amerika. Die Europamüden begaben sich, ohne zu wissen wann ein Schiff abging, nach den Hafenplätzen, besonders nach Rotterdam, das zu jener Zeit noch der Haupthafen für Auswanderung war. Dort mussten sie oft zwei bis vier Wochen liegen bleiben und Ausgaben machen, die sie nicht vorausgesehen hatten, so dass ihnen zuweilen nicht genug übrig blieb für die Passage. Alsdann suchten sie Arbeit im dortigen Hafen, oder kehrten arm und voll Reue nach Haus zurück. Viele, die mit knapper Not ihre Passage bezahlen konnten, kamen dann gänzlich mittellos in Amerika an. So ging es mir.

Die Wirte und Kostgeber aber hatten glorreiche Zeiten, besonders die in der Stadt Havre de Grace, wohin sich die meisten Süddeutschen zur Ueberfahrt nach Amerika begaben. In dem Logierhaus, in welches mich Freund Jacoby führte, bezahlte jeder täglich einen holländischen Gulden und erhielt dafür dreimal des Tages gutes Essen, ein ordentliches Logis und Rauchtabak so viel er wollte. Am nächsten Tage führte mich Jacoby in das Schiffs-Comptoir, wo er bereits seinen Akkord abgeschlossen. Ich musste für die Passage von Rotterdam bis New York im Zwischendeck 75 holländische Gulden bezahlen, musste meine Lebensmittel selbst stellen und wurde verpflichtet, mein Essen auf dem Schiff selbst zuzubereiten.

Unser Schiff hiesz Markus und wurde von Kapitän Hayd geführt. Es war ein alter Kasten, welcher mit Fischtran nach Rotterdam gekommen war, und dort für Passagiere nach New York eingerichtet wurde. Es lichtete am 16. April 1832 seine Anker, und erreichte in 90 Tagen zwar langsam, aber sicher die kleine Hafenstadt Sag Harbor, an der nordöstlichen Spitze von Long Island, wo uns leider die traurige Nachricht zukam, dass die Cholera in New York ausgebrochen sei und viele Opfer fordere. Von Sag Harbor aus sollte ein Schooner die Passagiere des Markus nach New York bringen, da das Fahrzeug aber klein und daher so vollgepfropft war, dass man kaum einen Sitzplatz bekommen konnte, so weigerten sich mehrere die Fahrt mitzumachen und unter ihnen Freund Jacoby, der überhaupt ängstlicher Natur war. Er forderte mich auf, bei ihm zu bleiben und mit ihm, wie ich ja versprochen, auszuharren. Es gesellten sich bald zu uns von unseren Schiffsgefährten Herr Carl Heitzmann, später in Reading wohnhaft, Herr Giles, ein Fabrikant aus Philadelphia, mit seiner Schwester und ein Herr Nees, ein Berliner Windbeutel. Wir beschlossen auf Rat des Herrn Giles, zusammen die Postkutsche zu nehmen bis Brooklyn, dort zu übernachten, und uns dann am nächsten Morgen früh nach New York und zu dem dortigen Landungsplatz der Philadelphia Dampfschiffe zu begeben. Alles ging glücklich von statten; ein Wagen brachte uns von Brooklyn nach dem Landungsplatz der Philadelphia Dampfer, wo auch schon einer zur Abreise bereit lag. Von New York fuhren wir bis New Brunswick, von dort wurden wir in Postkutschen

(Stages) gepackt und bis Trenton gebracht, wo wir wieder einen Dampfer bestiegen, der uns nach der Stadt der Bruderliebe und dort an den Chestnut Straszen Werft beförderte.

Das war damals die schnellste Fahrt von New York nach Philadelphia und sie dauerte etwas über neun Stunden. Eifrig wurde während des Sommers 1832 an der Eisenbahn von Philadelphia nach New York gearbeitet. Die Fahrt von Sag Harbor bis Brooklyn kostete mich vier Dollars, von da nach New York 50 Cents, von New York nach Philadelphia fünf Dollars, dazu kam noch die Zehrung in Sag Harbor, Brooklyn und auf dem Dampfer nach Philadelphia vier und ein halber Dollar. Summarum vierzehn Dollars, und blieben mir, da ich einem Reisegefährten, der bei seinem Kontrakt in Rotterdam kurz war, 50 Gulden lieh, von meinen 250 Gulden, als ich meine Taschen am Chestnut Straszen Werft umdrehte, noch ein Fip, damals ein Silberstück im Wert von 6¼ Cents. Das war mein ganzes Vermögen, das ich bei meiner Ankunft nach Philadelphia brachte.

Es war ein schöner, heiterer Sommertag, der 18. Juli 1832, als ich mit dem Dampfschiff in Begleitung meines Reise-, Schul- und Lehrkameraden Carl Jacoby am Chestnut Straszen Werft in Philadelphia landete. Meine ganze Barschaft war auf einen Fip, wie schon bemerkt, herabgeschmolzen. Hier stand ich nun mittel- und ratlos und bereute tief, mich in ein so groszes Land begeben zu haben, ohne nur so viel zu besitzen, um eine Zeit lang wenigstens, wenn auch kärglich, leben zu können. Mein Kamerad Jacoby, der meine Verhältnisse kannte, sah mir den Kummer an, sprach mir Trost zu und sagte: „Komm, lass uns ein deutsches Gasthaus aufsuchen, ich habe noch zwei Zwanzig-Francs-Stücke, ich will mit dir teilen so lange ich noch einen Pfennig habe.“ Wir luden unsere Handwerksburschen-Felleisen, die unser ganzes Vermögen enthielten, auf und wanderten die Chestnut-Strasze hinauf, wo wir schon an der Water-Strasze ein Gasthaus mit einem deutschen Schild erblickten. Es war das Fulton Haus; wir traten ein und wurden von dem Besitzer, Herrn Heinrich Meyer, einem Holländer, welcher geläufig deutsch sprach, freundlich empfangen. Wer von den jetzt noch in Philadelphia lebenden Deutschen den alten Heinrich Meyer kannte, wird gewiss mit mir übereinstimmen, dass er nicht nur ein ehrlicher, gewissenhafter Emigrantenwirt war, sondern dass er auch ein gutes Herz hatte, und manchem armen Einwanderer Wohltaten aller Art erzeigt hat.

Nun, dieser gute Mann sah mir, als ich am nächsten Morgen, nach einer ruhelos durchwachten Nacht, beim Frühstück erschien, an, wo der Schuh mich drückte, und als ich nur wenige Speisen zu mir genommen hatte und vom Tische aufstand, nahm er mich beiseite und frug mich freundlich, welches Geschäft ich erlernt, von woher ich komme usw., und da ich ihm alle Fragen redlich beantwortete und ihm auch offen gestand, wie mittellos ich sei, sagte er, dass er sofort mit uns in die verschiedenen deutschen Buchdruckereien gehen wolle und versuchen, ob er nicht Arbeit für uns finden könne. Eine Stunde später traten wir schon unsere Wanderung

an, und besuchten zuerst die Buchdruckerei des alten braven Zentler in der Zweiten nahe der Race-Strasze. Der freundliche Mann bedauerte, dass er uns keine Beschäftigung geben könne, da die Geschäfte wegen der bösen Krankheit, die jetzt in Philadelphia so schrecklich hause, ganz ins Stocken geraten wären. Bei Herrn Ritter in der Zweiten Strasze nahe Callowhill erhielten wir den nämlichen Bescheid. Nun ging es in die Buchdruckerei der Herren Hory, Ziegler und Billmeyer, Ecke der Vierten und Callowhill-Strasze, wo der Philadelphia Telegraph, die einzige damalige deutsche Zeitung in Philadelphia wöchentlich erschien.

O welch ein Glück! Die Herren brauchten einen Gehülfen, aber nur einen, und lieszen uns die Wahl, welcher von uns beiden die Stelle nehmen wollte. Nun war wieder guter Rat teuer, denn keiner von uns wollte den Vorzug haben; da schlug uns der gute Meyer vor, wir sollten losen. Wer gewinne, sollte die Stelle annehmen, aber sich dann verpflichten, für den andern das Kostgeld für zwei Wochen zu bezahlen. Wir waren damit zufrieden, und da sonst keine andere deutsche Buchdruckerei in Philadelphia damals bestand, so kehrten wir wieder ins Fulton Haus zurück, losten indem wir Halme zogen, und wie ich in meinem Leben immer ein Pechvogel war, so war ich es auch hier, Jacoby bekam die Stelle. Nun riet der gute Meyer uns ein billiges Kosthaus in der Nähe der Office des Telegraphen zu suchen, und fanden wir schon am nächsten Morgen ein solches an der Ecke der Old York Road und Callowhill, dessen Besitzer, Herr Georg Ziegler, der Vater des jetzigen Präsidenten der deutschen Gesellschaft war. Obschon das Haus, wie so viele hunderte damals in Philadelphia, nur aus Brettern gebaut, so fanden wir daselbst doch ein angenehmes Logis und eine ganz treffliche Kost zu 2½ Dollars die Woche. Auch war Herr Ziegler ein belesener Mann, der viel auf Bildung hielt, seinen Kindern eine gute Erziehung gab, und mit dem man sich sehr angenehm unterhalten konnte. Auch kehrten täglich bei ihm sehr gebildete deutsche Männer, wie Dr. Homburg, Dr. Karsten, Professor Viereck, Fabrikant Horstmann, Pianofabrikant Meyer und andere ein.

Während mein Kollege fleiszig an der Arbeit war, durchstreifte ich die Stadt und suchte irgendwo und irgendwelche Arbeit zu finden, doch all mein Mühen war umsonst, trostlos kam ich jeden Abend wieder zurück.

Es war ein schlimmer Sommer, der von 1832. Es herrschte eine furchtbare Hitze und die schreckliche Krankheit, die Cholera, wütete damals in Philadelphia, von welcher hunderte und hunderte von Menschen hingerafft wurden, so dass man sich genötigt sah, die Toten in der Nacht zu begraben, teils um Ansteckung zu verhüten, teils um die Lebenden nicht in noch gröszere Angst zu versetzen. Denn es war bekannt, dass die Krankheit sich durch bloszе Aufregung und Furcht vor derselben den Menschen mitteilte. In welcher traurigen Lage ich junger Ankömmling mich befand, kann man sich denken; kein Geld, keine sonstigen Wertsachen, gar keine Aussicht mein tägliches Brot zu verdienen, Unkenntnis der Sprache

und fortwährende Angst vor der grässlichen Pest, alles das kam zusammen, um mich der Verzweiflung nahe zu bringen. Zwei ganze Wochen hatte ich Philadelphia durchwandert und mich umsonst nach einem Unterkommen umgesehen, und durfte ich meinem Freund Jacoby nicht mehr zur Last fallen; denn er war ja selbst arm, und sein Lohn vier Dollars wöchentlich war zu gering, um noch einen anderen füttern zu können. Ich musste Philadelphia verlassen.

In den vierzehn Tagen meines Umherwanderns hatte ich Philadelphia ziemlich kennen gelernt, hatte auch mehrere deutsche Geschäftsleute besucht, und über das Leben und Treiben in der Stadt der Bruderliebe manches gesehen und gehört. Philadelphia war in der damaligen Zeit kaum den vierten Teil so grosz wie heute, und sah man damals noch in den Straszen der Vorstädte, Northern Liberties, Springgarden, Southwark und Moyamensing, die Kühe, Schweine, Ziegen, Gänse, Enten, Hühner usw. zahlreich umherlaufen. Jetzt haben doch blosz noch die Ziegen dieses Privilegium in entlegenen Stadtteilen.

Die Stadt Philadelphia war im Jahre 1832 bekanntlich noch nicht konsolidiert; erst seit 1854 sind alle einzelnen Stadtteile unter *eine* Verwaltung gestellt worden. Jede der damaligen Vorstädte, wie die Northern Liberties, Kensington, Springgarden, Southwark, hatten ihre eigenen Verwaltungen und ihre eigenen Town-Hallen, von denen noch einzelne, wie die Springgarden-Halle, stehen. Wo jetzt meilenlange Straszen zu finden sind, waren an vielen Stellen damals noch Farmen oder Wald, wie zum Beispiel in der Nähe der Springgarden-Strasze und westlich von Broadstrasze.

Die Fairmount-Wasserwerke waren damals schon von Herrn Graeff, einem deutschen Müller, dessen Büste man in den Anlagen daselbst sieht, gebaut worden, aber sie hatten nur einen geringen Umfang, und nur in der eigentlichen Stadt war die Wasserleitung vollständig, obgleich noch gar nicht viele Häuser Wasser daraus hatten. In den Vorstädten aber erhielt man das Trinkwasser noch durchschnittlich aus den Pumpen, und zwar ein ganz treffliches.

Was die damalige deutsche Bevölkerung betrifft, so rechnete man dieselbe auf 20,000 Seelen: doch bin ich überzeugt, dass sie diese Zahl nicht erreichte. In den Straszen hörte man nur selten Deutsch sprechen, und wurden damals die neuen Einwanderer, wenn sie mit ihren Käpplein, einer Tabakspfeife oder gar mit einem Schnurrbart die Strasze durchwanderten, von Jung-Amerika mit dem Geschrei Dutchmen! Dutchmen! verhöhnt. Deutsche Vereine waren nur sehr wenige in der Stadt der Bruderliebe. Dieselben beschränkten sich auf die Deutsche Gesellschaft, eine deutsche Freimaurer-Loge, eine Odd-Fellows-Loge und zwei Kranken-Unterstützungsvereine. Auch an deutschen Kirchen war Philadelphia noch arm; nur bestanden damals die lutherische St. Michaelis-Kirche, Ecke der Fünften und Cherry, die lutherische Zionskirche, Ecke der Vierten und Cherry, die katholische heilige Dreifaltigkeitskirche, Sechste und Spruce, die reformierte Salemskirche in der St. John bei der Green und eine kleine Synagoge in der Fünften unterhalb Walnut.

Mit deutschen Gasthäusern war es damals auch noch nicht weit her; ein alter deutscher Bewohner versicherte mich, dass er nur sechs ordentliche deutsche Häuser kenne, die den Namen einer Wirtschaft verdienten, die übrigen wären kleine Spelunken, wo man nur Smallbier, manchmal auch Strongbier und Cider bekommen könne. Von Vergnügungsplätzen der Deutschen auszerhalb der Stadt wurden mir folgende genannt: Das Buschhill Hotel, welches noch an der Sechzehnten und Buttonwood existiert. Damals war dieses Hotel von einem schattigen Wald umgeben, der sich bis zur Coates-Strasze (jetzt Fairmount-Avenue) erstreckte; die Green-Strasze zwischen der Broad und den Fairmount-Wasserwerken war noch nicht durchgebrochen. In dem Wäldchen hinter dem Buschhill Hotel war ein freies Plätzchen, das man den Matrosen-Galgenplatz nannte, weil daselbst meuterische Matrosen hingerichtet wurden. Ich selbst sah noch eine solche Hinrichtung. Ferner die Gartenwirtschaft des Herrn Heyser in Kensington, die Gartenwirtschaft und das Balllokal des Herrn Gundlach zum „Hahnen und Löwen" an der Vierten und Girard-Avenue, wo jetzt die Kirche der unabhängigen Lutheraner steht, der Sommergarten des Herrn Behringer an der Germantown-Road und Norris-Strasze. Dieses waren die Erholungsplätze, wohin die Deutschen Philadelphias besonders an Sonntagen wanderten, viele begleitet von Frauen und Kindern, und wo man sich für wenig Geld recht angenehm unterhalten konnte.

Auch in Camden waren sehr schöne Erholungsplätze: die Vaux-Hall von einem Franzosen und Heyls-Garten von einem Deutschen prachtvoll eingerichtet, und konnte man daselbst die besten und billigsten Erfrischungen erhalten. Dahin zogen an Sonntagen aber auch Tausende von Philadelphia, denn von Temperenzlerei und Sonntagsmuckerei, wie man sie jetzt in Camden findet, wusste man in jener Zeit noch nichts, und würde man den für irrsinnig gehalten haben, der prophezeiht hätte, es kommt einmal eine Zeit für Camden, wo an Sonntagen keinerlei Verkäufe stattfinden werden, wo alle Wirtschaften fest geschlossen sind, wo der einzige Laut, den man vernehmen werde, das Gebimmel der Kirchenglocken sei. Nun ist es in dem sonst so lustigen Städtchen Camden doch so gekommen: still wie auf einem Kirchhof ist es dort an Sonntagen.

Sind aber die Menschen, welche jetzt ihre Frömmigkeit in Sonntagsmuckerei und Kopfhängerei suchen, besser und moralischer geworden? Ich sage nein! und abermals nein! Diese heuchlerischen Sonntags- und Temperenz-Fanatiker haben im Gegenteil die Welt mit Lug und Trug erfüllt und der Moral, dem Familienwohl und der politischen Wohlfahrt entsetzlichen Schaden getan. Mit dem alten Dichter Aloys Blumauer muss ich ausrufen:

Die Welt weisz es, wir haben's ja erfahren,
Dass, Herr! durch frommer Heuchler Hand
Mehr Böses geschah in achtzehnhundert Jahren
Als in sechstausend durch den Verstand.

Mögen diese Sonntagsfanatiker auch über mich den Stab brechen! Es ist die Wahrheit, wenn ich sage, dass sie gerade die schlimmsten Gegner wahrer Frömmigkeit, Tugend und Sittlichkeit sind. Doch auch in meinen alten Tagen gebe ich die Hoffnung

nicht auf, dass die Tage ihrer Herrschaft gezählt sind; denn „die Weltgeschichte ist das Weltgericht!"

Die Zeit schwand im Flug dahin, ohne dass es mir möglich war, irgend eine Beschäftigung in Philadelphia zu finden. Ich konnte meinem Freund Jacoby nicht zumuten, länger für mich das Kostgeld zu zahlen, als er das zugesagt hatte. Jetzt galt es kurz entschlossen. Als echter Handwerksbursche hatte ich manches Jahr, mit dem Felleisen auf dem Rücken, das liebe alte Vaterland durchzogen. Nun wohlan, so lasst uns das Wandern auch einmal im neuen probieren! Gesagt, getan! Das liebe Felleisen wurde abermals geschnürt, und nach rührendem Abschied von Freund Ziegler ging es, mit 17 Cents bar in der Tasche, hinaus aus der Stadt der Bruderliebe, wo ich bis jetzt wohl Freunde und Brüder genug, aber wenig Bruderliebe bemerkt hatte.

Mein Weg führte mich der jetzigen Ridge-Avenue entlang, die damals, von Vine-Strasze an etwa, noch vollständige Landstrasze war. Als ich an der jetzigen Girard-Avenue anlangte, welche damals noch nicht existierte, kam ich an den groszen Platz, wo man soeben mit dem Bau des Girard College begonnen hatte. Da wimmelte es von Arbeitern aller Art; vielleicht kannst du auch hier etwas zu tun erhalten, dachte ich, und trat in den Bauhof. Aber meine Hoffnung ging nicht in Erfüllung, obgleich ich mich bereit erklärte, als Handlanger nur mit soviel Lohn vorlieb zu nehmen, um Kost und Logis damit bestreiten zu können.

So ging es denn weiter hinaus nach Schuylkill-Falls, zwischen Farmen und Wiesen dahin. Von den vielen groszen Begräbnisstätten, die jetzt an Ridge-Road liegen, war damals noch keine Rede, die „Falls" oder die „Pfalz", wie die Deutschen sagten, hatten damals nur wenig Häuser, und der Ort Manayunk, den ich bald erreichte, bestand damals nur aus drei Fabrikgebäuden und einigen wenigen Häusern. Müde und mittellos rückte ich ziemlich niedergeschlagen in das Städtchen ein, als mir ein deutscher Mann entgegen kam. Er redete mich an, fragte nach meinem Reiseziel, und als ich als solches Reading nannte, lud er mich in seine Bude ein. Dort setzte er mir ein Glas Bier und einige Brezeln vor und erklärte, er wolle sehen, ob er mich nicht auf ein Kanalboot bringen könne, auf dem ich dann bequem nach Reading gelangen würde.

Mit Vergnügen und Dank folgte ich dem guten Mann nach der Schleuse, wo wir glücklicherweise ein Kanalboot auf der Fahrt flussaufwärts antrafen. Er bat den Kapitän, einen Deutsch-Pennsylvanier, welchen er zu kennen schien, mich bis Reading mitzunehmen, und als mich dieser einen Augenblick scharf betrachtet hatte, und mein abgemagertes Gesicht und meine traurige Gestalt auf ihn gewirkt haben mochten, sagte er: „Well, du magst rein tschumpen un dich anne setze." Ich liesz mir das nicht zweimal sagen. Mit einem Sprung war meine damals recht leichte Person mit leichtem Gepäck auf dem Boot, das sogleich abfuhr, nachdem ich dem braven deutschen Manne, Herrn D. R., welcher leider schon eine geraume Zeit unter den Toten ruht, dem ich mich aber noch dankbar bezeigen konnte, ein Lebewohl und meinen Dank zugerufen hatte.

Ich sasz jetzt ganz gemütlich auf dem Kohlenboot und konnte mit Musze die reizenden Ufer des schönen Schuylkill-Flusses betrachten und bewundern. In meinem Gemüt trat Ruhe ein und in meiner Seele stieg die Hoffnung besserer Zeiten auf. Alles ging gut bis wir am Abend eine Schleuse unterhalb Norristown erreichten, wo wir, da mehrere Boote vor uns dort angekommen waren, nicht mehr durchkommen konnten und übernachten mussten. Ich beschloss nun, mein Abendmahl einzunehmen. Es bestand aus einer harten Brezel und einem Becher Wasser, das ich mir aus dem „kleinen" Schuylkill-Fluss schöpfte. Ich war zufrieden und nahm mein Nachtlager in einer Ecke des Bootes, wo mich der Kapitän später fand, mir eine Tasse Kaffee gab und mir eine Decke brachte, um mich zuzudecken „gegen das Fieber", wie er bemerkte. Ich hätte, setzte er hinzu, wie es ihm scheine, schon Not genug, auch ohne Krankheit. Ich dankte dem Kapitän für seine Vorsicht, schlief trefflich bis mich früh am Morgen die Hörner der Bootleute weckten.

Als ich aufgestanden war und mich im Pferdeeimer tüchtig gewaschen und recht erfrischt hatte, bemerkte ich, dass am Lande der Kapitän mit dem Treiber, einem jungen Burschen, beim Einspannen der beiden Esel in Streit geriet und nach einem Stock suchte, um den frechen Burschen zu züchtigen. Dieser aber lief davon und liesz Esel und Kanalboot im Stich. Als der Bube nicht zurückkam und ich die Verlegenheit des Kapitäns, der jetzt durch die Schleuse musste, wahrnahm, erbot ich mich sogleich, die Stelle des Entlaufenen anzunehmen und die Esel bis Reading zu treiben. Der Kapitän freute sich darüber und bereitete sogleich ein Frühstück, das aus Speck, Eiern, Brot und einer guten Tasse Kaffee bestand. Er lud mich ein, tüchtig zuzugreifen, was ich auch gewissenhaft tat, denn ich hatte ja seit dem Morgen vorher, wo ich das Haus unseres guten Georg Ziegler verliesz, nichts genossen als ein paar harte Brezeln.

Nachdem der Kapitän mir die Esel kunstgerecht vorgespannt, begab er sich auf das Boot und ans Ruder, und ich war somit wohlbestallter Eseltreiber. Die Sache war mir neu und kurios genug; aber ich fügte mich gern in diese Arbeit, die mir Brot gab. Mein Grundsatz war, ehrliche Arbeit irgend welcher Art schändet nicht, sondern ehrt den Mann. Durch Dick und Dünn, durch Sumpf und über die festen Uferwege trieb ich meine Esel lustig und zuweilen unter Gesang vorwärts, bis wir am zweiten Tag Reading erreicht hatten, wo ich, von dem trefflichen Kapitän Betz Abschied nahm. Dieser erklärte mir jetzt, dass er ein eingewanderter Württemberger sei und in der Nähe von Pottsville wohne. Zum Abschied gab er mir noch einen viertel Dollar und ein treffliches Mittagessen. In späteren Jahren kam ich noch öfters mit Herrn Betz, der ein sehr wohlhabender Mann geworden, wieder zusammen. Leider schläft der gute, treffliche Mann auch schon in kühler Erde.

Da war ich nun in Reading, der wunderschönen Stadt am Schuylkill. Dieser liebe Platz, an welchem ich später so manche schöne Stunde verlebte und der schlieszlich mein Wohnplatz wer-

den sollte, war damals lange nicht so grosz wie jetzt. Ich will aufrichtig gestehen, dass ich mich als junger Sausewind wenig um Statistik, Industrie und Handel bekümmert habe, aber ich war ein praktischer Handwerker und hatte einen offnen Blick für alles, was um mich her vorging. Reading mit seinen saubern Häusern und Straszen, ringsum von waldigen Bergen und blühenden Feldern eingeschlossen, gefiel mir sehr wohl, und die herzigen deutschpennsylvanischen Menschen darin gefielen mir noch besser. Die Stadt hatte vielleicht damals 4000 Einwohner, ein Zehntel ihrer jetzigen Bevölkerung. Und wenn es auch schon viele Fabriken gab und die „schwarzen Diamanten", die Kohlen, seit einem Jahrzehnt etwa im Handel waren, so hatte doch der Eisenbahnverkehr erst eben begonnen und alles das war noch in seiner Kindheit.

Doch diese Dinge lagen mir damals weniger am Herzen als der Wunsch, Arbeit und Brot zu erhalten. Ich suchte sofort die Office des Reading Adler auf, der alten deutschen „demokratischen Bibel" von Berks County, welche damals schon das ehrwürdige Alter von fast fünfzig Jahren hatte. Aber die Herren John Ritter und Charles Kessler, der später einer meiner besten Freunde werden sollte, die Herausgeber des Adler, bedauerten, dass sie mich nicht beschäftigen könnten. Jeder schenkte dem armen Handwerksburschen einen Quarter, worauf ich mich in die Druckerei begab, um das „Handwerk zu grüszen", mir nach altem deutschem Brauch dort ein „Viaticum" oder Wandergeld zu holen. Aber da hatte ich mich arg verrechnet. Zuerst wollte mich niemand anhören, dann niemand verstehn, als ich von diesem Brauch in Deutschland sprach, und musste ich ohne ein Zehr- und Weggeld mich davonpacken. Inzwischen war der Abend angebrochen, und begab ich mich nun nach dem Wilhelm Tell Hotel (jetzt Berks County Haus), wohin mich die Druckergehülfen gewiesen hatten, weil es billig sei. Das fand ich auch bestätigt, denn ich zahlte für mein Nachtessen (kaltes Fleisch, Wurst, Butter, Brot und Kaffee) nur 12½ Cents und für Nachtlager ebensoviel.

Mit einem Rest Fleisch und Brot vom Abendtisch in der Tasche machte ich mich am andern Morgen mit Tagesanbruch wieder auf die Beine nach der Stadt Lancaster, wohin man mich gewiesen, weil es dort zwei deutsche Zeitungen gab, und dass die Tätigkeit derselben wegen des Wahlkampfs eine sehr regsame sei. Ich lief mehr wie ich ging durch die Felder, während ich mir so meine Glossen über die amerikanische Bauernwirtschaft machte, die mir sehr imponierte und die mich recht deutsch anheimelte.

Meine gröszte Aufmerksamkeit auf meinem Wege erregten die prachtvollen Farmen und die darauf befindlichen Wohngebäude und groszen Scheunen, die stattlichen Viehherden, die lustig im Freien weideten, die bei jeder Farm weithin sich ausdehnenden groszen Obstgärten und ganz besonders die deutsche Sprache und die Gemütlichkeit der pennsylvanischen deutschen Bauern. Ich hätte denken können, ich wäre daheim in der lieben Pfalz. Ueberall, wo ich eintrat, kam man mir freundlich entgegen. War es Zeit zum Essen, wurde ich ohne weiteres mit den Worten eingeladen: „Setz' dich anne und esse mit." Ich liesz mich nicht zweimal einladen und war

so klug, für meine Besuche die Zeit zu wählen, wann es zu Tische ging. Kam ich abends, wenn die Dämmerung eintrat, nach einer Farm, so konnte ich sicher sein, dass man mir Nachtherberge gab, und mich besonders gut bewirtete, wenn ich erzählte, wie es drauszen in der Welt zugehe, wie man sich in Philadelphia wegen der Politik bekämpfe, und dass eine grosze Masse des Volks Jacksons-Leute wären. Auch auf meinem Weg hierher hatte ich meistens nur Jacksons-Leute angetroffen. Das erzählte ich eines Abends einem Müller, der eine prachtvolle Mühle nebst einer groszen Farm in der Niederung (Schwamm) in der Nähe von Reinholdsville besasz. Der gute Mann war so sehr darüber erfreut, dass er mich bat, da am andern Tage Sonntag sei, doch bei ihm zu bleiben und ihm von Politik zu „verzählen", ich sei, „was er wohl merk', a en guter Demikrat und Jackson-Mann", und da ich ihm noch erklärte, dass ich schon in Europa ein Demokrat gewesen, so war die Freundschaft grosz. Am nächsten Tage ging ich mit meinem Gastfreund Landis, so hiesz der brave Mann, zu einigen Nachbarn und ich war hoch erfreut über die Einfachheit, das Zutrauliche und Gemütliche der damaligen Bewohner von Berks und Lancaster County. Freilich war es damals eine ganz andere Zeit wie die jetzige; der deutsche Einwanderer besonders war wohl gelitten und galt als ehrlich und fleiszig, war hoch geachtet und gesucht. Von Diebstahl, Schwindel, Betrug hörte man auf dem Lande fast gar nichts. Die Haustüren der Farmhäuser waren selten geschlossen, Riegel und Schloss waren selten in Gebrauch. Eine ungeheure Veränderung in 46 Jahren! Heute hat man seine liebe Not mit Spitzbuben und Bummlern (Tramps), nicht nur Riegel und Schloss, sondern auch scharfe, wachsame Hunde und Revolvers sind auf den Farmen in Gebrauch, um sich gegen Diebe und Einbrecher und Gewalttätigkeiten zu schützen, und höchste Vorsicht muss der Bauer anwenden, um nicht beschwindelt und überlistet zu werden, selbst von seinen Freunden und Nachbarn.

Nach einer nicht ganz dreitägigen Reise langte ich mit meinem viertel Dollar glücklich in Lancaster an, und kehrte im Gasthaus zum König von Preuszen ein, welches von einem eingewanderten Deutschen gehalten wurde, und nachdem ich meine Toilette gemacht, begab ich mich sofort in die Druckerei des Volksfreunds, ein fast eben so altes und wohlgestelltes Geschäft, wie das des Reading Adler, welches Herrn Johann Bär gehörte, und als man mich dort nicht brauchen konnte, nach der Office des Lancaster Demokrat, dessen Herausgeber damals Herr Wille war. Zu meiner groszen Freude wurde ich hier angenommen. Ich sollte 2½ Dollar Wochenlohn und Kost und Wohnung haben, ein Wochenverdienst, der einem jetzigen von mindestens 10 bis 12 Dollars gleichkommt. Nun war Polen offen. Ich berechnete sofort, wie lange ich arbeiten müsse, um mir das Geld zur Rückreise nach dem lieben Deutschland zu ersparen. Denn es ging mir wie allen „Grünen", denen es nicht gleich glücken will. Ich war furchtbar „Amerika-müde."

Aber „der Mensch denkt und das Krokodil lenkt", wie die Franzosen zu sagen pflegen. Dieses Krokodil war diesmal besagter Herr

Wille, der zwar den besten Willen aber kein Geld hatte. Der Mann konnte seine Arbeiter nicht bezahlen, trotz der Wahlaufregung, und trotz der Stärke der demokratischen Partei — wir waren in dem Jahr, wo der grosze Demokrat, General Jackson, zum Präsidenten gewählt wurde — hatte ein demokratisches Blatt in dem Whig-County und Ort Lancaster einen schweren Stand. Kaum waren sieben Wochen verflossen, so erschien der Scherif von Lancaster County und schloss die Bude zu. Mir und meinem Kollegen Herrn Philipp Raminger wurde kaum verstattet, die notwendigen Kleidungsstücke fortzunehmen.

Dahin waren alle schönen Hoffnungen. In meiner tiefen Betrübnis folgte ich dem Rat meines Kollegen, mich wieder nach Philadelphia zu begeben, wo inzwischen die Cholera in ihrem Wüten nachgelassen hatte.

Ich trennte mich von meinem Freund Herrn Raminger, der ein sehr geschickter Buchbinder war und eine andere Stelle in Lancaster gefunden hatte, wo er noch immer als hochbetagter Greis wohnt, und sich mit mir sicher der Tage, die wir damals zusammen verlebten, mit Vergnügen erinnern wird.

Also wieder zurück. „Zurück" war mir jungem Fortschrittsmann immer ein fatales Wort, räumlich und geistig „Vorwärts!" war das Motto, das ich von den Liberalen in Deutschland, von Welker, Rotteck, Wirth und Siebenpfeiffer, als Wahlspruch überkommen hatte. Und nun war ich in einer so armseligen Lage, wie ich mir einbildete, dass ich keine andere Aussicht hatte, wie meine Schritte rückwärts zu lenken, um von neuem da anzuklopfen, wo ich vergebens damit begonnen hatte. Die Tagesordnung lautete „Zurück nach Philadelphia." Für diesen Marsch besasz ich eine Kasse von 50 Cents. Von einer Eisenbahn nach Lancaster war damals noch keine Rede.

Die Reise war nicht so vergnüglich wie der Hinmarsch nach Lancaster. Diesmal kam ich durch Gegenden, wo nur Englisch gesprochen wurde, wenigstens stieszen mir keine Deutschen auf. Ich schritt also so schnell wie möglich darauf los, und nahm meine beiden Nachtlager in Scheunen, in die ich mich hinein zu schmuggeln wusste. In zwei und einem halben Tag kam ich in Philadelphia an. Dort hatte sich seit meiner Abwesenheit von acht Wochen manches verändert. Die Cholera hatte nachgelassen, die Geschäfte belebten sich wieder, viele Kaufleute aus dem fernen Westen, das heisst, was man damals so nannte, nämlich aus Pittsburg, Columbus, Wheeling, Cincinnati und St. Louis, waren angelangt, um ihre Herbstankäufe zu machen. Alles hatte einen freundlichen Anblick, die damals so toten, wie ausgestorbenen Straszen zeigten wieder ein geschäftliches Leben und Treiben.

Ich hatte die Freude und das Glück, dass ich schon am zweiten Tag nach meiner Ankunft die Stelle meines Freundes Jacoby annehmen konnte bei der Firma Hory, Ziegler und Billmeyer. Diese Herren sprachen für mich in dem Kosthaus des Herrn Georg Ziegler gut, ich wohnte und speiste wieder komfortabel und fühlte mich sofort wieder mit Amerika ausgesöhnt. Freund Jacoby hatte durch

die Vermittlung von John Batzig, der damals Setzer in der Stereotypen-Gieszerei des Herrn Dowe war, dort eine einträglichere Beschäftigung erhalten.

Als ich Deutschland verliesz, hatte ich vom deutschen Press-Verein Aufrufe an alle Freunde der Freiheit erhalten, worin aufgefordert wurde, jenen Verein mit Beisteuern zu unterstützen. Daran erinnerte ich mich jetzt, und legte dieselben dem Redakteur des Philadelphia Telegraph, Herrn Hory aus Stuttgart vor. Dieser berief sofort eine Versammlung von Deutschen, welche für eine freie Presse und freie Verfassungen in Deutschland wirken wollten, um Sammlungen für den dortigen Press-Verein zu veranstalten. Diese Versammlung fand im Franklin House statt, einem Hotel in der Dritten Strasze, zwischen Tammany und Green auf dem Platz, wo später die Weinhandlung von Rasko war. Die Versammlung war zahlreich besucht und wurde von Herrn Tobias Bühler als Präsident, Herrn Jakob Steiner als Vize-Präsident, Herrn Wilhelm Horstmann als Schatzmeister, Herrn Hory als Sekretär geleitet. Bei derselben wurde eine bedeutende Summe, teils bar bezahlt, teils gezeichnet. Dort lernte ich folgende bedeutende deutsche Männer Philadelphias kennen: Herr Wm. Horstmann, Jakob Steiner, Tobias Bühler, Nicolaus Kuhlenkamp, Henry Korkhaus, Joseph Ripka, Adam Maag, Adam Schmitt, J. Haas, Wm. Betz, F. W. Wittmann, Christian Hahn. Alle diese braven Männer sind ins Grab gegangen, blosz der letztere, nun 81 Jahre alt, lebt noch in der Green-Strasze nahe der Dritten.

Während man sich derart zu Philadelphia unter den Deutschen für den Press-Verein in Deutschland interessierte und dafür eifrig sammelte, war dort schon das Ende des kurzen Freiheitstraumes eingetreten. Es kam die Nachricht von dem Frankfurter Putsch, welcher den Fürsten die willkommene Gelegenheit gab, jede freiheitliche Bewegung im alten Vaterlande wieder einmal („von Bundeswegen") zu unterdrücken. Wie oft war das schon vorher geschehen, namentlich in 1818 auf dem Wartburgfest. Und wie oft sollte es noch später geschehen, und wie faul sieht es wieder jetzt aus, nach dem groszen Siegesrausch und der Kaiser-Einigkeits-Glorie von 1870.

Das damals gesammelte Geld wurde den Gebern wieder zurückbezahlt. Später hat man erlebt, dass solche Gelder, wenn der Zweck der Sammlung vereitelt wurde, niemals wieder an die Geber sich zurückverirrten. Der Revolutionsfonds Kinkels, der keine Revolution bewerkstelligen konnte, ist und bleibt verschwunden, und mit manchen Gründungen für „Communias" und andere sozialistische und kommunistische Zwecke ging es ebenso.

Die geträumte Wohlfahrt, die ich in Philadelphia erhofft hatte, sollte jedoch nicht zur Wahrheit werden. Ich konnte es nur fünf Wochen bei meinen neuen Arbeitgebern aushalten, und zwar einfach deshalb, weil dieselben ihren Arbeitern nichts bezahlten, oder wenigstens nicht genug, um nur den Hunger stillen zu können. Ich sollte fünf Dollars Wochenlohn haben, erhielt aber in vier Wochen nur drei Dollars im ganzen. Als ich nun am Ende der fünften Woche wieder nur 50 Cents empfing, und meine Schulden in meinem Kost-

haus nicht abgetragen werden konnten, entschloss ich mich, wieder einmal anderwärts mein Glück zu versuchen. Zuvor aber machte ich meinem bedrückten Gemüt noch einmal Luft bei dem Kassierer des Kleeblattes, für welches ich wochenlang umsonst gearbeitet hatte. Meine Suade machte einen solchen Effekt auf den Herrn, dass er mit einem Dollar und 25 Cents herausrückte, damit ich mit dieser Summe wenigstens meine arme Waschfrau bezahlen könne, worauf ich mich mit verschiedenen Redensarten von dem Geschäft des Philadelphia Telegraph für immer empfahl.

Als ich Herrn Ziegler meine Not klagte, meinte derselbe, dass ja meine Arbeitgeber für meine Kost gut gesagt hätten und ihn schon bezahlen würden. Die Herren taten das aber nie, und später habe ich noch selbst auch diesen Posten getilgt. Unserer Unterredung wohnte ein betagter, aber noch sehr rüstiger Mann bei, ein Herr Daniel Strausz aus Pottsville, ein Krämer, der seine Waren in Philadelphia einkaufte und dann jedesmal bei Georg Ziegler, seinem Busenfreund, wie er ihn nannte, logierte. Er trat auf mich zu und sagte: „Junger Mann, ich will ihm einen Rat geben, gehe er hinauf nach Reading, oberhalb dieses Städtchens wird der Schuylkill-Kanal ausgebessert, man sucht dort Arbeiter und bezahlt pünktlich einen Dollar und 25 Cents für den Tag. Kost und Logis macht dort blosz zwei Dollars wöchentlich, bleibt ihm ein Ueberschuss in jeder Woche von 5½ Dollars übrig." Das war ein guter Rat zur rechten Zeit. Er gefiel mir ausnehmend, er gab mir Aussicht auf guten Verdienst und befriedigte zugleich meine Wanderlust, von der ich als ein junger Mann eine gute Dosis mein eigen nannte, und die mir noch immer zuweilen in den alten Knochen spukt. Der reisende Handwerksbursche wurde sofort wieder in mir lebendig. Ich schüttelte dem wackern Handelsmann dankbar die Rechte, frühstückte noch einmal auf Kredit bei Freund Ziegler, schnürte das Felleisen, nahm den Wanderstab und wollte eben das Haus verlassen, als Herr Strausz auf mich zutrat und mir schweigend einen halben Dollar in die Hand drückte. Ich habe immer bei allen Ereignissen meines vielbewegten Lebens gefunden, dass es viel mehr gute, uneigennützige Menschen in der Welt gibt, als die Pessimisten und die Augenverdreher, die überall nur Sündenknüppel wittern, zugeben wollen. Und unter allen Völkern und Rassen, und unter allen Religionsgesellschaften habe ich solche gefunden, namentlich aber unter den Israeliten. Herr Strausz war ein solcher. Nicht das kleine Geschenk selbst, sondern die herzliche, humane, liebevolle Weise, mit der es gegeben wurde, machte auf mich einen unauslöschlichen Eindruck.

Lebe wohl, Philadelphia! rief ich, als ich abermals auf Schusters Rappen die Ridge-Road entlang nach Reading pilgerte. Meine Erfahrungen als Spaziergänger durch Pennsylvanien kamen mir nun trefflich zustatten, und ich reiste so billig, dass ich auf dem ganzen Weg nur sieben Cents für Brückengeld ausgab. Von Reading begab ich mich sofort nach dem Kanal in der Nähe, an dessen Reparatur eifrig gearbeitet wurde. An der Sektion, woran mir auf mein Gesuch sogleich Arbeit angewiesen wurde, arbeiteten bereits siebzehn junge Deutsche, welche noch nicht lange von Europa gekommen waren.

Sie waren zum Teil von New York, zum Teil von Philadelphia, ebenso wie ich durch die Not hierher getrieben worden. Aber sie hatten Brot, alle Not war vergessen und sie waren heiter und guter Dinge. Es waren darunter einige Studenten, die wegen politischer Verhältnisse hatten fliehen müssen, mehrere Handlungsbeflissene, die in Amerika hatten ihr Schäfchen scheren wollen, aber durch die Cholera, die alle Geschäfte lähmte, notgedrungen ihre Zuflucht zur Erdarbeit am Kanal hatten nehmen müssen, ferner zwei Maler, ein Kopist aus Frankfurt am Main und ein Geologe aus Lahr in Baden.

Ich glaube, niemals ist wohl ein so lustiges Völkchen unter ähnlichen Verhältnissen beisammen gewesen, welches im fremden Land eine ihnen ungewohnte Handarbeit mit so viel jugendlichem Mut und Fleisz verrichtete und dieselbe mit so viel Humor und Geist zu würzen wusste. Ich habe niemals glücklichere und zufriedenere Tage in Amerika verlebt, als damals, wo ich als einfacher Erdarbeiter meine Schaufel und Hacke handhabte und meinen Schiebkarren am Schuylkill-Kanal fuhr. Die Witze meiner Kameraden über unsere Verhältnisse, und die Erzählungen über die Lebensschicksale und Erfahrungen, die der eine und der andere bereits in Amerika gemacht hatte, nahmen kein Ende, und wollte dieser oder jener den Mut sinken lassen und trübsinnig werden, so heiterten ihn die anderen durch alle möglichen Scherze und Tollheiten wieder auf.

Bei der Arbeit erschallten unsere deutschen Lieder kräftig durch das Schuylkill-Tal, und unsere Vormänner, Deutsch-Amerikaner, sowie die Bewohner unserer Nachbarschaft fanden Gefallen an uns, weil wir mit frohem Mut pünktlich unsere Arbeit verrichteten, und weil sich keiner von uns herabliesz, Whisky zu trinken oder unordentliche Streiche zu machen, wie dieses bei den Sektionen geschah, wo die Irländer arbeiteten. Wollten wir, auszer mit dem Wasser unsern Durst löschen, so bestellten wir uns ein Fässchen Apfelwein, den uns die Bauern für 50 Cents per Fass an den Kanal, oder in dieses oder jenes Kosthaus brachten. Man betitelte uns in Reading und Umgegend mit dem Namen die Lateiner am Schuylkill-Kanal, und besuchten wir manchmal in corpore Reading, so riefen sich die ehrsamen Bürger zu: „Do gehn die Lateiner!" An einem schönen Morgen im Beginn des Monats November bekamen unsere Studenten einen Zuwachs durch Carl Dominique aus Landau in der Rheinpfalz, der später unter dem Namen „das bemooste Haupt" in beiden Welten bekannt wurde.

Als ich im Jahre 1832 Europa verliesz, studierte Dominique, der mit mir das Gymnasium in Zweibrücken besucht hatte, auf der Universität Heidelberg, und im Jahr 1849 war er wieder Student an der Universität zu München. Nun, dieser Dominique suchte auch seine Zuflucht am Schuylkill-Kanal, wurde von uns freundlich aufgenommen und erhielt den Namen Studentenpapa. Bald zeigte es sich aber, dass unser neuangekommener Freund bei der Arbeit sehr faul war. Er liesz gar oft seine Schaufel oder Hacke ruhen und erzählte dann so tolle Schnurren aus seinem Leben jenseits und diesseits des Ozeans, dass unter uns das Lachen gar kein Ende nehmen wollte und wir bei der Arbeit nicht so emsig wie früher waren, weshalb unsere

Vorgesetzten uns Vorwürfe machten. Als Dominique eine Woche mit uns gearbeitet, warf er am Samstag abend die Schaufel weit von sich, stellte sich vor uns in gehöriger Positur und bemerkte in seinem Pfälzer Dialekt: „Glabt ihr Esel, dass ich nach Amerika kumme bin for zu schaffe, da seid ihr uf dem Holzweg. Ich hab nur mit euch gearbeitet, um, wann ich wieder hehm kum in die Pfalz, erzähle zu könne, wie es den dumme Deutsche in Amerika geht. Adieu, ihr Lateiner!" Und er ging von dannen.*

Wir am Schuylkill-Kanal beschäftigten Deutsche waren bei vier Farmern in Elsass Township einquartiert, die uns alle lieb gewonnen hatten und uns aufs beste verpflegten. War die Tagesarbeit beendet, pflegten wir abwechselnd, bald bei diesem bald bei jenem Bauern, nach Verabredung zusammen zu kommen, und waren der Hauswirt, seine Frau, besonders aber ihre Töchter und ihre Nachbargespielinnen hoch erfreut, wenn wir kamen, unsere deutschen Lieder sangen und Märchen erzählten. Ich wohnte mit noch drei Kameraden bei einem Farmer namens Adam Leisz, der später viele Jahre Schatzmeister von Berks County war. Sein Haus war ein sehr geräumiges, und da Mr. Leisz und seine Familie die Lateiner gerne bei sich sahen, so kamen wir dort oft zusammen, und da ich es damals verstand, mit Laune ein Märchen zu erzählen, so musste ich diese Rolle übernehmen, und fand ich bei diesen schlichten Leuten, bei den Mädchen und Frauen, und auch bei den Männern groszen Beifall damit, und hielt man mich deshalb (es war zum Lachen!) für einen hochgelehrten Mann, der in Amerika noch eine grosze Rolle spielen werde. Das war kindlich naiv und machte uns Lateinern damals groszen Spasz.

Es überkommt mich immer eine Art Rührung, wenn ich an jene Zeiten denke. Die Arbeit, die wir bei Tag verrichteten, schien unsern Humor und unsern Geist nur zu beleben, wir fühlten uns frisch und munter und glücklich unter diesen einfachen, bescheidenen, unverdorbenen Landleuten. Diese konnten in der Tat als echte Repräsentanten unseres braven deutschpennsylvanischen Volks gelten. Da war alles Herzlichkeit und Aufrichtigkeit, Mäszigkeit und Sittsamkeit. Keine Spur von Verstellung, Muckerei, Heuchelei und Sonntags-Scheinheiligkeit war unter diesem wackern Menschenschlag zu finden. Ein echter deutscher Kern steckte in diesen Leuten, die wie Brüder mit einander lebten und verkehrten, die guten alten deutschen Sitten und die Sprache ihrer Väter und Urväter hochhielten und zufrieden mit ihrem bescheidenen Los und im glücklichen Familienverbande lebten. Die Yankees konnten sich damals noch nicht unter diesem Volk in Berks County einnisten. Das kam erst später.

An einem schönen frischen Morgen, als wir munter an unserer Erdarbeit waren, erschienen bei uns zwei Bauern aus der Nachbar-

* Dieser Carl Dominique, von dem unsere westlichen Zeitungen noch kürzlich so viel über seine Fahrten in Florida und im mexikanischen Krieg erzählten, war ein gutherziger, aber höchst fauler Mensch. Er ertrank im Jahr 1861 im Mississippi, 61 Jahre alt.

schaft, namens Gerst und Philippi, grüszten uns und schritten ohne weiteres auf mich zu, und redete mich Herr Philippi wie folgt an:

„Enige vun unsere Nochbern hawe mit enaner geschwätzt un gemehnt, du müsst en arg gut geschulter Kerl sin, un dass du gewiss a en gute Predigt tun könnst. Sie hawe uns as en Komitee apoint, un bitte dich du sollst am Sundag über acht Dag nochmittags in der Elsass-Kerch for uns predige, sie wolle dann en Kolekt for dich halte. Nu geb uns Antwort."

Man denke sich mein Erstaunen bei dieser Anrede, und noch dazu meine Verlegenheit, als ich mich umblickte und den Spott in den Gesichtern meiner Kanalkollegen gewahrte. Ich, ein armer schmutziger Kanalarbeiter, ein junges Weltkind, das sich in seinem bisherigen Leben sehr wenig um Kirchensachen und noch weniger um die edle Theologie bekümmert hatte, sollte vor einer ehrbaren christlichen Kirchengemeinde auf die Kanzel treten und Gottes Wort verkünden! Das ging ja nach meinen beschränkten deutsch-europäischen Begriffen über das Bohnenlied. Nach kurzem Zögern antwortete ich dem würdigen Komitee, dass ich ihm für die Ehre, die es mir erwiese, herzlich danken müsse; ich sei kein studierter Theologe und würde es sich auch nicht für einen Kanalarbeiter, der die ganze Woche im Schmutz herum wühlte, passen, wenn er sich am Sonntag auf die Kanzel stelle, um den Leuten Religion und Moral zu predigen.

„Never meind", nahm Philippi das Wort, „in unserm Weltdehl predige viel das Gottes Wort, die net for Prediger gestudiert, un doch predige sie oft schöner un besser as die gestudierte Parrer, bedenke dich net lang, sog ja, un es werd alles recht, mir sin das Komitee."

Nach abermaligem Zögern, während mir meine Kameraden zuwinkten, den Vorschlag anzunehmen, antwortete ich den Herren, dass ich mir die Sache überlegen und ihnen am nächsten Abend Antwort geben wolle. „Sell is recht", meinte Herr Philippi, und mit herzlichem Händedruck entfernten sich die Herren.

Als die guten Leute auszer Sicht waren, brachen die Kanalarbeiter in ein tolles Lachen und Jubeln aus, denn ein solcher Antrag an einen gemeinen Erdarbeiter ging uns Europäern über alle Begriffe, und die meisten hatten geglaubt, dass man mich zum besten haben wolle, doch stutzten sie wieder, da die Herren vom Komitee ihr Gesuch so ehrbar vorbrachten. Einer der Kanalleute, Herr Eben, meinte, die Sache sei doch nicht so ganz wunderbar, da man ihm versichert habe, dass bei den evangelischen Methodisten-Gemeinden Pfarrer angestellt wären, die früher das Schustergeschäft betrieben, und einige von ihnen wären sogar tatenvolle Redner geworden. Auf diese Bemerkung unseres Freundes Eben, bestürmte man mich, den Vorschlag ohne Bedenken anzunehmen, ich hätte ja Zeit, mich zu einer Rede vorzubereiten, wenn ich keine Gottesgelehrtheit vortragen wollte oder könnte, so sollte ich Moral predigen. Am Abend, als unsere Arbeit beendet, zogen meine Mitarbeiter in Reih' und Glied vor mir vorbei, reichten mir die Hand mit dem Zuruf: „Gute Nacht, Herr Pfarrer!" Von dieser Stunde an, wurde ich am Kanal nur noch mit Herr Pfarrer tituliert.

Nach einer unruhig zugebrachten Nacht, in welcher ich mich gewissenhaft geprüft, ob ich auch im Stande sei, eine auch nur mittelmäszige Predigt zu halten, ohne einen Humbugger aus mir zu machen, kam ich zu dem Entschluss, den Vorschlag anzunehmen, denn ich hielt mich für fähig genug, eine ebenso gute Predigt halten zu können, wie ich sie hier und da von Landpfarrern gehört hatte. Am nächsten Morgen ging ich sogleich zu den Herren Gerst und Philippi und sagte ihnen, dass ich ihren Vorschlag annehmen und mich bemühen wollte, ihnen eine Predigt zu halten so gut wie es nur möglich wäre, doch wenn sie nicht zur allgemeinen Zufriedenheit ausfallen würde, müssten sie mir dieses nicht übelnehmen, es sei ja das erstemal, dass ich auf eine Kanzel trete. „Never meind", sagte Herr Philippi wieder, „mir wisse schon im voraus, dass du die Sache so gut machst, wie manche von dene gestudierte Prediger, un vielleicht noch besser."

Vergnügt und mit mir zufrieden eilte ich wieder an meine Kanalarbeit, wo dem Herrn Pfarrer auf die scherzhafteste Weise ein schöner guter Morgen gewünscht wurde. Jeden Abend, sobald am Kanal Feierabend gemacht war, zog ich mich in mein Kämmerlein zurück, schrieb die Hauptthemata, über die ich predigen wollte, nieder, studierte und deklamierte mit allem Fleisz, denn ich wollte mich nicht blamieren; ich hielt die Angelegenheit für eine Ehrensache. Bei diesem Studieren, Deklamieren usw. war der Samstag Abend angerückt, und am nächsten Tag sollte ich die Kanzel betreten. Noch war es mir nicht eingefallen, dass ein Pfarrer auch passend gekleidet auf der Kanzel erscheinen müsste, bis mich einer der Lateiner darauf aufmerksam machte. Nun war aber guter Rat teuer; weder ich noch einer meiner Kanalfreunde konnte sich rühmen, einen passenden Anzug zu besitzen. Woher in so kurzer Zeit einen solchen hernehmen? Wenn wir Lateiner auch unsere ganze Barschaft zusammengelegt hätten, wäre nicht so viel Geld zusammengekommen, um mir einen ordentlichen Anzug zu verschaffen. Da fiel mir plötzlich ein, dass einer meiner Reisegefährten von Europa, Herr Friedrich Leibrock, der in Reading als Sattler arbeitete, sich zu seiner Trauung kürzlich einen schwarzen Anzug machen liesz, und gefolgt von einigen meiner Kameraden ging ich noch an diesem Abend Reading zu, wo mir auch gleich von Freund Leibrock meine Bitte gewährt wurde. Mit dem Kleiderbündel unter dem Arm, in der fröhlichsten Stimmung, wanderten der Pfarrer in spe und seine Kameraden, Schillers Räuberlied: „Ein freies Leben führen wir usw." singend, unserer Heimat am Schuylkill-Kanal zu. Auf solche Weise hat wohl selten ein Predigtamts-Kandidat seine Probepredigt vorbereitet.

Am nächsten Tage, am Sonntag nachmittag zur bestimmten Zeit, ganz wie ein Pfarrer ausgerüstet, das Gesangbuch unter dem Arm, doch mit pochendem Herzen, schritt ich von allen Lateinern und einigen Nachbaren begleitet, der Elsass-Kirche zu. Als ich dort angelangt war, fand ich schon eine Menge Menschen, besonders Deutsche aus Reading, versammelt, welche gekommen waren, um die Predigt des Lateiners zu hören, von dem so viel in Reading

gesprochen wurde. Bald war die Kirche mit Andächtigen und Neugierigen gefüllt, und der Schulmeister präludierte auf der Orgel. Hier muss ich einschalten, dass ich, nachdem ich die Predigt zugesagt, bei jeder Gelegenheit die lutherische Kirche in Reading besuchte, und scharf die Gebräuche der Pfarrer beobachtete, denn diejenigen, welchen ich predigen sollte, waren meistens Lutheraner.

Nachdem der Schulmeister und Organist mit dem Vorspiel auf der Orgel aufgehört hatte, trat ich, wie es bei den lutherischen Pfarrern Gebrauch ist, vor den Altar und gab das Lied an:

Wie grosz ist des Allmächtigen Güte,
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt usw.

Die Andächtigen, welche die kleine Kirche förmlich überfüllten, sangen drei Verse dieses Liedes, und darauf begab ich mich mit einem Mut, den ich mir heute noch nicht erklären kann, auf die Kanzel, gab den Text, dessen ich mich heute nicht mehr entsinne, und hielt dann meine sorgfältig ausgearbeitete und memorierte Rede, bei welcher mich mein gutes Gedächtnis trefflich unterstützte. Ich sah wohl, nachdem ich erst im Zug war und sich mein Kanzelfieber gelegt hatte, dass meine Zuhörer mir volle Aufmerksamkeit schenkten, und dass ich den richtigen Ton getroffen hatte.

Dieses Kanzelfieber, welches alle, auch die besten Theologen, überkömmt, wenn sie zum erstenmal eine Kanzel betreten, kann mit dem Kanonenfieber verglichen werden, welches jeden jungen Krieger übermannt, wenn er zum erstenmal in ein Gefecht geht. Das Fieber, welches einen jungen Schauspieler bei seinem ersten Auftreten überfällt, möchte jedoch ähnlicher sein. Man sieht zuerst nur eine unterschiedslose Masse von Gesichtern, alles wirbelt und tanzt vor den Augen umher, bis allmählich die einzelnen Personen immer klarer sich absondern und man schlieszlich zu so viel Ruhe gelangt, dass man den Ausdruck der einzelnen Gesichter studieren und den Eindruck, den man auf sie macht, erkennen und würdigen lernt.

Was meine Predigt betrifft, so war ihre Fassung nach meiner Ansicht gut, und meine Deklamation, wie mir alle nachher versicherten, einfach, würde- und eindrucksvoll. Aber ihr Inhalt war ziemlich allgemeiner Natur, wie man sich das wohl von meiner Jugend und Unerfahrenheit auf diesem Gebiet denken kann. Die Rede bestand aus einer Reihenfolge von Ermahnungen zur Tugend und Rechtschaffenheit. Ich forderte meine Zuhörer auf, in diesem Leben voller Unruhe, Kummer und Sorgen sich einander zu lieben und zu achten. Ein jeder sollte nach seinen Kräften beitragen, das Elend, welches seinen Nebenmenschen treffen möge, zu lindern, denn solche Werke wären die gottgefälligsten und gewährten dem Herzen die schönste Befriedigung usw. Dann ermahnte ich die Eltern, auf die Erziehung ihrer Kinder wohlbedacht zu sein, denn die Kinderzucht sei die heiligste Verpflichtung der Ehegatten. Die Kinder ermahnte ich, ihre Eltern zu lieben, zu achten und ihnen folgsam zu sein, denn das bringe Glück und Segen usw. Zuletzt sprach ich den Wunsch aus, dass meine Predigt gefallen habe und dass meine Ermahnungen gute Früchte tragen möchten. Glücklich darüber,

dass ich nicht ins Stocken geraten oder mir sonst ein Unfall begegnet, stieg ich von der Kanzel herab, nachdem ich noch den letzten Vers des begonnenen Lieds aufgegeben hatte. Nachdem das Lied gesungen, trat ich wie ein Pfarrer, der schon viele Jahre praktiziert, vor die Kanzel und sprach den Segen.

Als die meisten Zuhörer die Kirche verlassen hatten, kamen die Kirchenvorsteher auf mich zu und bemerkte Herr Gerst, einer der Aeltesten, folgendes: „Pfarrer, dass deine Predigt gefalle hot, beweist partikulär die Kolekt, es ischt seit der Einweihung die gröszt, wu noch in der Elsass-Kerch gefalle ischt. Do sin 15 Dollars sieben Cents, und ich hoff, du wirscht uns noch mehr predige.“ Ich dankte den Herren Vorstehern, gab dem Schulmeister zwei Dollars und ging, vergnügt und voll der schönsten Hoffnungen für die Zukunft, mit meinen Lateinern unsern Kosthäusern zu, wo ich von ihnen die gröszten Lobsprüche und noch eine ganz besondere Gratulation als zukünftiger Pfarrer erhielt.

Lange lag ich in der folgenden Nacht in meinem Bette, ohne dass der Schlaf sich meiner bemächtigte; denn meine Gedanken waren mit allerlei kühnen Projekten beschäftigt. Ich wollte an dem Kanal ruhig fortarbeiten, und wie mir angeboten, alle vierzehn Tage in der Elsass-Kirche fortpredigen, in den mir übrigen Freistunden bei einem Pfarrer in Reading, wie das viele junge Männer in jener Zeit taten, studieren, ein Examen machen und ein tüchtiger Prediger werden. Die herrlichsten Hoffnungen erfüllten mich; ich sah mich schon als wohlbestellter Prediger bei einer bedeutenden Gemeinde angestellt, und in pekuniärer Hinsicht meine Zukunft gesichert. Das war eine schöne Zeit, eine Zeit voll süsser Hoffnungen, und freudig wurde am Schuylkill-Kanal die Schaufel gehandhabt und der Schiebkarren geschoben.

Am Tage nachdem ich meine Predigt gehalten, die, wie schon bemerkt, allgemein gelobt wurde, erschien in Elsass Township ein daselbst wohl bekannter und als sehr streng religiös geachteter Mann, ein Pedlar namens John Platt aus Philadelphia, und ein Landsmann von mir, der mich sehr gut kannte. Auch ich kannte ihn persönlich. Er erfuhr von einem Farmer, der meinen Namen nicht wusste, dass ein Deutscher der drunten am Kanal arbeite, gestern in der Elsass-Kirche eine schöne Predigt gehalten habe, und dass viel davon die Rede sei, denselben eine Zeit lang alle vierzehn Tage in jener Kirche predigen zu lassen, und dass schon mehrere für seine Besoldung nicht unbedeutende Summen unterschrieben hätten. Der neue deutsche Prediger käme aus Zweibrücken in der Pfalz, seinen Namen habe er jedoch vergessen. Da Meister Platt von Zweibrücken nach Philadelphia gewandert war, und beinahe jeden von dort Eingewanderten persönlich kannte, so liesz er sich von dem Farmer eine Beschreibung meiner Person geben, und als der Farmer vollendet hatte, rief er aus: „Das ist ja der versoffene, relegierte Student; den kenne ich gut, und solch einen Lump lasst ihr in eure protestantische Kirche und auf eure Kanzel. Pfui, schämt euch! Heute noch gehe ich zum Pfarrer Müller in Reading und will ihm sagen, dass ihr einen Lump und einen Katholiken auf die lutherische Kanzel gelassen habt.“ Ohne weiter auf den Farmer

zu hören, nahm er seinen Pedlar-Kasten auf den Rücken und eilte nach Reading zu, in allen Häusern auf dem Weg dorthin laut bekannt machend, dass er mich genau kenne, dass ich Katholik, ein fortgejagter Student und ein versoffener Lump sei.

Am nächstfolgenden Abend (Dienstag) begab ich mich zu dem Kirchenvorsteher Herrn Philippi, um mich mit ihm zu besprechen, wann ich wieder eine Predigt halten sollte; wie erstaunte ich aber, als er mir sehr kalt entgegen kam und mir geradeaus sagte: „Du kannscht net mehr in unserer Elsass-Kerch predige, wir hawe dich ausgefuune. Du gleichst de Wisky, du bischt en fortgejagter Student, und was noch's ärgscht is, du bischt katholisch! Der Pedlar Platt, der vum nämliche Platz kommt wo du herkommscht, kennt dich von Kind an, und kann net genuk Schlimmes vun dir sage." Ich entgegnete Herrn Philippi mit dem höchsten Ernst, dass sich der Pedlar Platt, den ich und der mich genau kenne, geirrt haben müsste. Ich sei nie aus der Schule oder von der Universität gejagt worden, und ich sei kein Branntweintrinker, was alle, die mich kennen, bezeugen müssten.

Alle Einwendungen, die ich bei ihm und auch bei andern Farmern, die mir so wohl gewogen waren, machte, halfen nichts mehr, und selbst nachdem Meister Platt im Reading Adler alles widerrufen hatte, was er gegen mich ausgesagt, mit dem Zusatz, dass er sich in meiner Person geirrt habe, wollten die einmal misstrauisch gewordenen Bauern nichts mehr von mir wissen. Ich war ein geschlagener Mann und von der so schönen hoffnungsvollen Zukunft, die ich mir ausgemalt, blieb mir nichst mehr übrig als der Spottnamen Herr Pfarrer. Das Missverständnis entstand dadurch, dass einer der Lateiner namens Benzino, der mir sehr ähnlich sah, ein Whiskytrinker, ein relegierter Student, ein Katholik und aus Zweibrücken gebürtig war. Diesen wollte Platt bloszstellen. Ich armer Pechvogel aber musste die Zeche bezahlen.

Obschon die Leute in der Nachbarschaft mir noch immer Achtung zollten, so sah ich doch, dass sie kälter gegen mich waren, und als ich in den Readinger Zeitungen las, dass am Ohio-Kanal in der Nähe von Harpers Ferry Arbeiter verlangt werden und der Lohn anderthalb Dollar per Tag sei, so entschloss ich mich, mit neun meiner Kameraden dorthin zu wandern. Mit 18 Dollars in der Tasche, meinem Felleisen wieder auf dem Rücken und frischen Muts ging ich in der Mitte des Monats Dezember mit meinen ebenso fröhlichen Kameraden über Lancaster, York, Gettysburg und Hagerstown nach Harpers Ferry. Zwölf Dollars waren auf der langen Reise futsch gegangen, ein Paar starke Beinkleider zur Arbeit und Schuhe, die ich in Harpers Ferry kaufte, brachten meine Kasse bis auf einen halben Dollar herunter.

Noch am nämlichen Tage als wir am Potomac-Fluss angelangt, wurde uns ungefähr drei Meilen unterhalb Harpers Ferry Arbeit und ein Kosthaus angewiesen. Es ging so weit alles recht gut, auch schritten wir alle mit freudigem Mut an die Arbeit und rechneten schon, wie viel wir uns bis zum Frühling ersparen könnten, um mit dem Ersparten dann nach Baltimore, Philadelphia oder New York

zu reisen und eine passende Stellung zu finden, denn unter uns waren sechs Handelsreisende, ein Chirurg, ein relegierter Student (nämlich der Schnapssäufer, für den ich leiden musste), ein Bierbrauer und ein Buchdrucker.

Aber leider sollte es anders werden. Bei schlechter ungesunder Kost mussten wir schwer arbeiten, die Cholera brach auch hier aus und forderte viele Opfer, und als ein Monat und vier Tage verflossen waren, gerade als unser Zahltag sein sollte, gingen die Kontraktoren durch und lieszen uns das Nachsehen. Der arme Kostwirt, der uns die ganze Zeit gefüttert, war ebenfalls betrogen, nahm uns in Selbsthülfe, was er nehmen konnte, und musste ich am Ohio-Kanal meinen treuen Freund, das Felleisen, welches ich durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Holland und nach Amerika trug, zurücklassen, weil ich nichts mehr darin zu tragen hatte.

Eine alte Jacke, schlechte Hosen, Hemd und krumm getretene Schuhe waren alles, was mir der Kostwirt übrig liesz. In der Tasche war vollkommen Ebbe, und arm wie Lazarus wanderte ich trübselig wieder nach Pennsylvanien zu. Da ich gar kein Englisch verstand, und die Bevölkerung an meiner Strasze bis York County nur Englisch sprach, so spielte schon am ersten Tag meiner Reise der Hunger keine kleine Rolle, und da meine Fuszbekleidung erbärmlich war, und da fortwährend Regen und Schnee fiel, so ging das Reisen gar langsam und hatte ich in dem ersten Tag kaum acht Meilen zurückgelegt.

Als es zu dunkeln begann, kam ich bei einer Mühle an, vor welcher ein Neger sich an einem Wagen zu schaffen machte. Ich redete ihn folgenderweise an: Can I slip with you this night? Der Neger lachte über mein treffliches Englisch, sagte etwas von Old Lady, was ich aber nicht verstand, und da er aus mir und ich aus ihm nichts weiteres herausbringen konnte, so eilte er ins Haus, und bald darauf kam eine alte Dame unter die Türe und fragte, what you want? Gleich war ich mit meinem Englisch wieder bei der Hand und wiederholte, was ich dem Neger gesagt, can I slip with you this night? Die alte Dame lachte so laut über mich, dass noch mehrere der Hausbewohner herbei kamen und ich eine bedeutende Angst bekam und eben weiter wollte, als mich die Dame, die kaum aus dem Lachen kommen konnte, in Deutsch folgendermaszen anredete:

Sie: Du bist ein Deutscher?

Ich: Ja Madame!

Sie: Woher kommst du bei so schlechtem Wetter?

Ich: Madam, ich komme vom Ohio-Kanal, wo ich einen Monat lang gearbeitet habe, als der Zahltag kam, ging mein Arbeitgeber durch, und mein Kostgeber nahm mir alles was Wert für ihn hatte.

Jetzt sprach sie mit ihrer Umgebung wieder Englisch, dann wandte sie sich mit der Frage an mich: Wo hascht du gearbeitet vorher? Ich antwortete, am Kanal bei Reading, von wo aus ich durch Schwindler an den Ohio-Kanal gelockt wurde.

Sie: Kennst du Leute in Reading?

Ich: Ja, ich kenne den Buchdrucker John Ritter, den Mister Mehsler, den Mister Lauer, den Pfarrer Mühlenberg, den Pfarrer Müller.

Sie: So, so! Well, du magst herein kommen und bei uns übernachten.

Ich liesz mir dieses nicht zweimal sagen, trat ein und sasz bald in der Küche am wärmenden Ofen und bei einem höchst frugalen Nachtessen. Wer war glücklicher als ich! Ein Neger wies mir später ein Zimmer und ein sehr gutes Bett an, in dem ich wie ein Prinz schlief, ohne Sorge was der nächste Tag bringen werde. In aller Frühe weckte mich die Glocke, ich zog mich schnell an und begab mich vor das Haus an den laufenden Brunnen, um mich wie im Lande gebräuchlich zu waschen. Eine Negerin brachte mir ein Handtuch, und als ich gehörig gereinigt und erfrischt war, begab ich mich wieder in die Küche, wo ich mich mit den Dienstboten zum Frühstück setzen durfte und gehörig zugriff. Eine alte Negerin, die bei Tisch sasz, deutete mir durch Zeichen an, dass ich nach dem Essen zur Lady müsste, für good by zu sagen. Das versteht sich von selbst, dachte ich, dass man für so freundschaftliche Aufnahme danken muss, und klopfte bald nach der Mahlzeit am Nebenzimmer an. Es wurde geöffnet und dort fand ich die Herrschaft ebenfalls beim Frühstück. Es waren nämlich die alte Dame, ein junger Mensch von 10 bis 12 Jahren und zwei Mädchen von 16 bis 20 Jahren. Ich schritt auf meine Wohltäterin zu und dankte ihr recht innig für das Gute, was sie mir getan, und versprach, sie niemals zu vergessen. Der Alten traten die Tränen in die Augen und sie erzählte mir, dass sie als Kind von zwei Jahren mit ihren Eltern aus der Pfalz nach Amerika gewandert sei. Sie habe mit ihren Eltern lange bei Reading gewohnt und es hätte sie gefreut, dass ich Leute von da genannt hätte, die sie genau kenne. Sie ersuchte mich, Platz zu nehmen, und sprach einige Worte mit dem jungen Mann, der sich darauf aus dem Zimmer begab, aber bald mit einem Neger wieder zurückkam, der einen Sack trug, worin sich eine noch gute Jacke, zwei Hemden, und ein Paar Wollhosen und eine Weste befanden, die mir die alte Dame zum Geschenk machte. Die Kinder oder Enkel wollten nicht in der Wohltätigkeit zurückbleiben und jedes gab mir einen halben Dollar, auch der Neger schenkte mir noch ein Paar ganz gute Schuhe, und dankbar verliesz ich das Haus.

Das Wetter war über Nacht bedeutend besser geworden; ich hing meine alten Schuhe, mit denen ich nicht mehr fortkommen konnte, an die Fenz, die am Wege hinlief, zog die neuen an und marschierte sorglos weiter.

Ich will meine Leser nicht weiter mit den Ereignissen, die auf meiner ferneren Reise vorkamen, aufhalten und nur sagen, dass ich mich wie ein echter Handwerksbursche durchgefochten und nach fünf Tagen glücklich und wohlbehalten, doch mit total leerer Tasche, wieder in Reading ankam und freundlich bei meinem früheren Kostgeber zum Uebernachten eingeladen wurde.

Der Winter trat jetzt mit seiner ganzen Härte ein, und war daher am Kanal keine Beschäftigung zu finden. Ich war nach Reading gegangen, um dort irgendwo als Hausknecht oder sonstwie Beschäftigung zu finden, doch waren alle meine Bemühungen umsonst, nicht einmal für Kost und Logis wollte man mir Arbeit geben.

Jetzt war guter Rat wieder teuer, und traurigen Schrittes ging ich der deutschen Herberge (Wilhelm Tells Hotel, jetzt Berks County House) zu, wo ich einige Landsleute traf und unter ihnen einen Apotheker namens Serta, der mit mir über das Weltmeer kam und nicht wenig über mein jämmerliches Aussehen erstaunt war.

„Ich habe nicht nötig zu fragen, wie es dir geht", sagte er, „denn du siehst aus, als ob du Hunger hättest und nichts zu essen, Durst und nichts zu trinken."

Richtig erraten, gab ich ihm zur Antwort, und erzählte ihm meine Leidensgeschichte seit meiner Ankunft in Philadelphia, bis auf den Augenblick. Als ich geendet, machte er mir den Vorschlag, mit ihm in Geschäftsverbindung zu treten, und da mein Freund auch aussah, wie einer, dem es überall fehlt, so war ich neugierig zu erfahren, welchen Geschäftszweig er betreibe. „Ich bin Hausierer", sagte er, „verkaufe Rasiermesser, Pillen, Schuhbänder, Goldtinktur, Seife, Schwefelhölzer, Schnupftabak usw. Siehe, dort steht mein Kasten, in dem sich mein Warenlager befindet. Den nehme ich auf den Rücken und wandere von Farm zu Farm, bis ich alles verkauft habe. Dann komme ich zurück nach meiner Station Reading, bezahle meinen Freund Meyer Siegel, der mir die Waren geborgt hat, bekomme wieder neuen Kredit und habe immer noch eine Kleinigkeit übrig. Nun wenn du Anteil an dem Handel nehmen willst, so wollen wir die Waren, wenn wir unseren jetzigen Stock verkauft, bei Herrn Steiner in Philadelphia en gros nehmen, dann Wagen und Pferd anschaffen und das Land nach allen Richtungen durchziehen, und werden wir besonders mit dem Tauschhandel bedeutend gewinnen."

„Das wäre alles recht, lieber Freund", erwiderte ich, „aber du weisst ja doch, dass ich keinen Cent in der Tasche habe. Wie kann ich Anteil nehmen an dem Geschäft?"

„Nichts leichter als das", antwortete mir mein leichter Freund, „wir gehen zu Freund Meyer Siegel, sagen ihm, dass wir zusammen in Geschäftsverbindung getreten sind, und unterschreibst du den Schuldschein von 60 Dollars, den ich ihm für die Waren, die dort stehen, gegeben habe. Du weiszt, wir hatten eine Zeit lang schlechtes Wetter, da konnte ich nicht hinaus auf den Handel und so konnte ich Siegel kein Geld geben."

Ich willigte in die Geschäftsverbindung, Siegel gab uns noch Waren, und ich kaufte mir einen Korb mit Tragriemen und Wachstuch, und am andern Morgen war ich schon auf der Handelsreise und hatte meinen Korb in wenigen Tagen leer. Mein Partner dagegen war faul und blieb hinter dem warmen Ofen sitzen, und als er erst nach Wochen seine Waren bis auf weniges verkauft, blieb nicht so viel übrig, um Freund Siegels Forderung zu bezahlen. Da der Frühling allmählich herankam, und ich Aussicht auf Arbeit sah, so schlug ich meinem Compagnon vor, die Geschäftsverbindung aufzulösen und die Schulden zu verteilen. So geschah es und war abermals ein Hoffnungsstern für mich dahin.

In dieser traurigen Lage, in welcher ich mich befand, beschlich mich wieder das Heimweh, und ganz mutlos ging ich vor der Her-

berge auf und ab. Da sah ich drei derbe junge deutsche Gestalten munter und fröhlich die Penn-Strasze herab kommen. Einer derselben, als sie bei mir ankamen, frug mich recht höflich, ob ich nicht ein deutsches Gasthaus wüsste, wo sie einige Tage ordentlich logieren und einmal wieder eine deutsche Suppe bekommen könnten. Ich empfahl ihnen das Wilhelm Tell Hotel, in welchem ich selbst logierte, da wären sie gut aufgehoben und könnten auf Verlangen jeden Tag Suppe erhalten. Der Sprecher lud mich dann freundlich ein, mit ihnen in die Wirtsstube zu kommen und einen auf die Lampe zu gieszen, was ich mir auch nicht zweimal sagen liesz. Mit Vergnügen nahm der Wirt die kräftigen und wohlgekleideten jungen Männer auf. Während des Gesprächs erfuhr ich, dass die jungen Männer in einer Fabrik bei Boyertown, ungefähr acht Meilen von Reading, als Schlosser beschäftigt seien, dass es ihnen recht gut ergehe und sie sich nicht nach Deutschland zurückwünschten. Sie seien nach Reading gekommen, um sich auf dem Frühlingsmarkt, der morgen beginne, lustig zu machen, und ich sei, sagte der Sprecher, freundlichst eingeladen, mit ihnen das Vergnügen zu teilen, denn ich sehe ja aus, als sei ich schon lange nicht mehr in gutem Humor gewesen. Der freundliche junge Mann war kein anderer als der jetzt noch in Philadelphia wohnhafte, geachtete Fabrikant Herr Martin Stephan, der mir, als er mein Schicksal erfuhr, Mut zusprach, und nie werde ich die drei schönen Tage vergessen, die wir mit einander in Reading verlebt.

(An dieser Stelle fehlt ein Zeitungsausschnitt.)

Das Wetter wurde nun mit jedem Tage gelinder, und da ich erfuhr, dass man bald wieder Leute am Kanal anstellen werde, wandte ich mich an einen Kontraktor, einen geborenen Elsässer, der mir auch sogleich Arbeit gab. Ich wurde nach Robinson Township, Berks County, geschickt, um dort auf einem hohen Berge, die seit der Erdumwälzungs-Periode oder Sündflut hier liegenden furchtbaren Felsenstücke zu sprengen. Dort fand ich wieder einige der Lateiner, die mich auch sogleich mit einem „Hurra für den Pfarrer" begrüszten. Den Berg nannte man in jener Zeit den Schlangenberg, wegen der auszerordentlichen Menge Schlangen aller Art, die sich dort aufhielten, und es kommt mir heute noch wie ein Wunder vor, dass von den 16 Arbeitern, die in dem wüsten Gestrüpp daselbst beschäftigt waren, kein einziger gebissen wurde. Wir töteten eine Menge, ich selbst habe während der drei Monate, die ich auf dem Berg zubrachte, mehr als 40 getötet, und doch schienen sie sich nicht zu vermindern, bis uns der Farmer, bei dem wir logierten, den guten Rat gab, seine Schweine des Morgens mit auf den Berg zu nehmen. Diese räumten dann gehörig auf, und es war eine grosze Freude für uns zuzusehen, wie die Schweine so geschickt die Schlangen fingen und als eine Delikatesse bis auf Kopf und Schwanz gierig verzehrten.

Da wir in jener Gegend ziemlich von der Welt abgeschlossen waren und uns an Sonntagen auszerordentlich langweilten, kamen meine Kollegen auf den Gedanken, ich sollte wieder predigen, sie

wollten einen passenden Platz aufsuchen und für Zuhörer sorgen. Dadurch, meinten sie, bekäme man dann Menschen zu sehen und der langweilige Sonntag werde verkürzt. Auch meinten sie, ich könnte mir einige Dollars verdienen, und ihnen daneben eine Gefälligkeit erweisen. Endlich kam ich ihren vielen Bitten nach, verschaffte mir Papier und Schreibzeug und fing an, einige Themata auszuarbeiten, über die ich predigen wollte.

Von unserm Kostwirt, einem Quäker, erfuhr ich, dass in jener Nachbarschaft die Battleaxes- (Streit-Axt-) Sekte, zur Schande der dortigen Bewohner, auszerordentlich zunehme. Ihr Glaube sei, dass wir Menschen dahin gehen müssten, wohin uns die Liebe zieht, und alles, was die Liebe eines der Mitglieder von dem andern verlange, müsse ihm baldigst von dem andern gewährt werden. Frauen und Männer, Mädchen und Jünglinge hätten in ihren Forderungen gleiches Recht, das empfehle die Bibel und das neue Testament. Ferner lehrten sie, dass man bei den Gottesverehrungen nur erscheinen dürfe, wie der Schöpfer uns geschaffen, im Adam'schen Kostüm, und derartigen unmoralischen Unfug mehr. Die Leute, welche sich dieser neuen Sekte anschlossen, und deren Zahl sich in den untern Townships von Berks County und Ober-Montgomery County schon auf Hunderte belief, trieben das Skandalöseste, was nur gedacht werden kann. Im Namen Gottes geschah alles das, denn nur dadurch werde die wahre, freie Liebe gegen einander bezweckt.

Die Gründer und Hauptanführer dieser Sekte waren ein gewisser Stoffelbein und eine gewisse Frau Williamson; doch war ihr wüstes Treiben von nicht langer Dauer, denn mehrere Farmer aus der Gegend, welche dasselbe nicht mehr ansehen konnten, klagten bei dem Gericht von Berks County, welches durch eidliche Aussagen Herrn Stoffelbein und Mrs. Williamson verhaften liesz, und kamen bei dem Verhör solche Abscheulichkeiten ans Licht, dass die Verführer der leichtgläubigen Landbewohner, Herr Stoffelbein zu fünf und Frau Williamson zu sieben Jahren Gefängnisstrafe verurteilt wurden. (Im Readinger Adler vom Jahr 1833 oder 34 sind die Gerichtsverhandlungen zu lesen.)

Meine erste Predigt hielt ich in einem Schulhaus, die zweite in einer groszen, schön geschmückten Scheuer, die dritte in einer Kirche. Meine Vorträge waren immer zahlreich besucht, besonders da es bekannt wurde, dass ich gegen das unmoralische und unchristliche Treiben der Battleaxes so derb loszog.

Mit dem Predigen und der Arbeit im Steinbruch hatte ich mir ein Sümmchen zusammen gespart und hoffte ich, wenn die Winterzeit wieder herankäme und ich keine Arbeit hätte, nicht wie im letzten Jahre wieder Not leiden zu müssen. Da ergriff mich plötzlich ein böses Fieber so hart, dass es meine Kameraden für nötig fanden, mich nach Reading zu bringen, weil in jener Gegend kein Arzt zu finden war. In Reading lag ich mehrere Wochen schwer krank. Während meiner Krankheit und Verlassenheit besuchte mich oft mein früherer Warenlieferant, Herr Meyer Siegel, ein Jude, der mir mehr Gutes erwies, als alle meine christlichen Freunde zusammengenommen, und kann ich wohl behaupten, dass ich nur durch seine

Mithülfe am Leben blieb. Er verschaffte mir einen guten Arzt, liesz die Rezepte in der Apotheke anfertigen, sorgte dafür, dass ich meine Medizin pünktlich bekam, erheiterte mich durch angenehme Unterhaltung und sprach mir Mut zu.

Als ich wieder genesen war und ausgehn konnte, hatte ich keinen Dollar mehr in der Tasche, und riet mir Freund Siegel, der leider jetzt in kühler Erde ruht, ich sollte die schwere Arbeit am Kanal und im Steinbruch aufgeben, nach Philadelphia gehn und mich dort in einer Buchdruckerei oder sonst nach leichter Arbeit umsehen, da ich jetzt viel zu schwach sei, um harte Arbeit zu verrichten. Aber wo Reisegeld hernehmen, frug ich den guten Menschen. Dafür lass mich sorgen, war seine Antwort. Am nächsten Morgen kam er in mein Logis und gab mir zwei Dollars, ein halber Dollar, sagte er, kommt von mir, die anderen drei sind von den Freunden Heitzmann, Aben und Böhringer, dein Kostgeld ist bezahlt, nun packe dein Bündel und reise Philadelphia zu. Mit Tränen nahm ich Abschied von dem guten Menschen, und danke ich der Vorsehung, dass es mir später gegönnt war, demselben noch vergnügte Tage zu bereiten.

Meine zwei Hemden, eine Weste und ein Paar Beinkleider nebst einem groszen Keil Brot und einem Stück Schinken, welche mir meine Kostwirtin zum Geschenk gab, waren bald in einem Bündel gepackt, und beschloss ich über Kutztown, Allentown, Easton und Doylestown nach Philadelphia zu gehen, da ich hoffte, in einer Buchdruckerei dieser Stadt Beschäftigung zu finden. Obschon ich langsam die Strasze hinwanderte, wurde ich doch bald müde und musste oft ausruhen, doch erreichte ich noch spät am Abend das Städtchen Kutztown. Bis hierher hatte ich von meiner Barschaft noch keinen Cent ausgegeben, jetzt aber musste die Kasse angegriffen werden, denn ich musste ja wegen meiner Schwächlichkeit in einem Wirtshaus übernachten und das Schlafgeld bezahlen.

Ich kehrte in einem der ersten Wirtshäuser, das mir zu Gesicht kam, ein, wo mir der Wirt sehr freundlich entgegen trat. Als ich nicht sogleich vor den Trinkschank ging, um einen auf die Lampe zu gieszen, wie das bei Reisenden der Brauch ist, sondern mich still in eine Ecke drückte, kam der Wirt auf mich zu und frug, ob ich krank sei, ich sehe so blass aus, und woher ich käme. Ich beichtete dem Neugierigen mein Elend und gestand ihm, dass ich nur das Nachtlager bezahlen könne, auf das Essen müsste ich verzichten. „Well", meinte der gutmütige Mann, „wenn du krank bist un arm, brauchst du bei mir a ken Schlofgeld zu bezohle", und entfernte sich, bald aber kam er wieder und sagte: „Geh naus in die Küch, die Weibslent werde dir en warme Kaffe un ebbes zu esse gebe, en armer Kranker soll bei mir keine Not leide." Nachdem mir der brave Wirt noch ein frugales Frühstück unentgeltlich zukommen liesz, nahm ich mit Dank von den guten Leuten Abschied und wanderte Allentown zu, welche Stadt ich spät am Abend erreichte.

Hier fand ich aber nicht den freundlichen Wirt und das Glück, unentgeltlich wohnen und essen zu können; ich musste für mein Nachtlager und Frühstück 50 Cents bezahlen, doch muss ich er-

wähnen, dass beides ausgezeichnet war. Sobald ich mein Frühstück genossen hatte, eilte ich in die deutsche Buchdruckerei des Herrn Blumer, in der Hoffnung dort Beschäftigung zu finden, aber weder bei ihm noch in einer englischen Buchdruckerei konnte ich dieselbe erhalten. Von einem Viaticum (Wegegeld), wie es bei den Druckereien in Europa damals gebräuchlich war, wusste man in Amerika nichts, doch erhielt ich von einem jungen Mann namens Leisering, der in Blumers Druckerei beschäftigt war, ein 11 Pensstück und von Herrn Kunst, einem Deutschen, der die ersten Stereotyp-Platten in Amerika goss, einen viertel Dollar.

Von Allentown wandte ich mich auf Bethlehem, Easton, Doylestown, aber nirgendwo konnte ich mit meinem erlernten Geschäft oder sonst wie Arbeit finden.

Meine einzige Hoffnung war nun auf Philadelphia gerichtet, wo ich ja einige Freunde hatte, durch deren Vermittlung ich Beschäftigung zu bekommen hoffte. In Doylestown wurde meine Barschaft bis auf acht Cents reduziert, obschon ich sehr sparsam war und einige Nächte in den Scheunen der Bauern mein Logis nahm. Freund Moritz Löb, der berühmte Morgenstern-Herausgeber, war damals noch nicht in Doylestown, sonst würde ich gewiss bei ihm gute Aufnahme gefunden haben.

Es war in den letzten Tagen des Monat August 1833, als ich gegen Abend das Städtchen Germantown erreichte, und nahm ich mir vor, noch an diesem Abend nach Philadelphia zu gehen, wo ich hoffte, dass mir mein alter Kostwirt Ziegler Quartier geben würde. Obschon ich an diesem Tag keine grosze Reise gemacht, ging es doch sehr langsam, denn ich hatte den ganzen Tag hindurch nichts als Aepfel genossen, die damals massenhaft an den Bäumen neben der Strasze zu finden waren. Kaum war ich eine Meile weit von Germantown entfernt, als ich ein schweres Gewitter heranziehen sah. Ich nahm meine ganzen Kräfte zusammen, um wo möglich noch an diesem Abend Philadelphia zu erreichen. Aber umsonst, es wurde immer finsterer, die Donner brüllten, immer stärker zuckten die Blitze, der Regen fiel jetzt in Strömen, und halb in Verzweiflung hielt ich mich an einer Fenz fest, die an der Strasze stand, denn zu dem Donner, Blitz und Regen kam auch noch ein furchtbarer Wind. So stand ich eine Zeit lang und glaubte, in jeder Minute zusammen brechen zu müssen und elend umzukommen. Da erleuchtete ein greller Blitzstrahl meine Umgebung, und ich erblickte nicht weit von mir ein Haus mit einem Wirtsschild, und mit dem Ausruf: „Gott sei mir gnädig", tappte ich im Finstern dem Hause zu, das mir der Blitz gezeigt, und erreichte es glücklich. Ich trat ein; es waren eine Anzahl Gäste darin, die dort gegen das schlimme Wetter Schutz gesucht und die mich armen, durchnässten Teufel, mit meinem Bündelchen unter dem Arme, mit Bedauern betrachteten.

Wie freudig war ich aber überrascht, als ich den Wirt und die Gäste Deutsch sprechen hörte. Ich ging an den Schenktisch und liesz mir einen kleinen Whisky geben, der zu jener Zeit zwei Cents kostete. Der Wirt fragte mich, woher ich komme und wohin ich wolle bei dem schlimmen Wetter. Ich erzählte ihm kurzgefasst

meine Reise von Reading, und dass ich nach Philadelphia wolle, wo ich Beschäftigung zu bekommen hoffe. Ich sei ganz ohne Mittel und er werde mir wohl erlauben, auf seinem Heustock zu übernachten. Die anwesenden Gäste, welche meine Unterredung mit dem Wirt gehört, schienen mein Schicksal zu bedauern. Einer derselben kam auf mich zu und gab mir einen viertel Dollar, die andern folgten seinem Beispiel und gaben mir einige Cents. Später sah ich denjenigen, welcher den Anfang zur Kollekte machte, öfters, mit einem Bündel Leder auf dem Rücken, das gelbe Wirtshaus an der Township Line von Philadelphia nach Germantown passieren und erfuhr, dass sein Name Leonhard Benkert sei und dass er das Schuhmachergeschäft in Germantown betreibe.

Das Gewitter hatte aufgehört und die deutschen Männer, die in dem Wirtshaus Schutz gesucht und teils in Rising Sun, teils in Germantown wohnten, entfernten sich. Ich bat nun den Wirt, mir zu erlauben, auf seinem Heustock zu übernachten, und wollte ich ihm gerne am andern Tag dafür Arbeit verrichten. „Ne sell geht net", erwiderte der Wirt, ein Deutsch-Pennsylvanier namens Weber, „du gukst net aus wie en Trämp (Umhertreiber, Strolch), du magst dich in en Bett legen." Er nahm ein Licht und brachte mich in ein Zimmer, wo ich ein gutes Bett fand. Da es sehr warm war, zog ich meine durchnässten Kleider aus und hing sie zum Trocknen umher, und begab mich zur Ruhe.

Schon früh am nächsten Morgen verliesz ich mein Lager, das mich auszerordentlich gestärkt hatte, und eilte hinab in die Wirtsstube. Dort fand ich bereits Herrn Weber beschäftigt. Ich bat ihn, mir nun Arbeit anzuweisen, damit ich meine Schuld abtragen könne, und wäre ich ihm für das gute Nachtquartier zu vielem Dank verpflichtet. „Never meind", sagte Herr Weber, „erst nemm dei Bräkfest (Frühstück), nachher will ich dir Aerwet (Arbeit) gewe." Die Frühstücksglocke erklang, ich wurde zum Essen eingeladen, und da ich seit mehreren Tagen nichts Ordentliches, Warmes genossen, so kann man sich denken, mit welchem Heisshunger ich zugriff, besonders da ich durch Frau Weber ermutigt wurde, tüchtig zuzulangen. Nach dem Essen wies mich Herr Weber an, den Vorplatz vor dem Wirtshaus zu reinigen, alsdann die Fenzen, welche der gestrige Sturm umgerissen, wieder aufzustellen usw. Mit groszem Vergnügen und Eifer versah ich das Geschäft, und da Weber sah, dass ich sehr willig war, sagte er nach dem Mittagessen zu mir: „Well, Louis, wenn du ke Aerwet hoscht, so kannscht en Zeit lang bei mir als Hausknecht bleibe, bis du ebbes besseres findst." Höchst dankbar nahm ich das Anerbieten an, und schätzte mich glücklich, ein ordentliches Obdach und gute Nahrung gefunden zu haben.

Da es um jene Zeit im Innern Pennsylvaniens noch keine Eisenbahnen gab, kamen die Bauern zahlreich mit ihren groszen Frachtwagen aus den obern Counties, wie Montgomery, Berks, Schuylkill, und Lebanon County, die Germantown Road entlang und hielten bei unserem Wirtshaus an, da sie wussten, dass sie hier für ihre Pferde vorzügliches Wasser bekommen konnten. Als Hostler (Hausknecht) musste ich die Tiere tränken, während sich die Bauern in

die Wirtsstube begaben, um für zwei Cents Whisky oder ein Pint Apfelwein (Cider) für zwei Cents zu genieszen. Ich erhielt dann ein Trinkgeld von zwei bis drei Cents, wodurch ich nach und nach in den Stand gesetzt wurde, mir Strümpfe und Schuhe anzuschaffen, denn ich war, wie der Pennsylvanier sagt, „ganz erbärmlich heruntergerissen."

Glücklicher fühlte ich mich, als mein Brotherr mich bat, wenn nichts besonders Wichtiges im Hause zu tun sei, seine Kinder Deutsch lesen und schreiben zu lehren, denn er wolle sie durch Pfarrer Bibighaus in der reformierten Kirche in der St. John-Strasze in Philadelphia deutsch konfirmieren lassen. Da ich schon in meinem fünfzehnten Jahre in Deutschland Schulmeisterei trieb, so nahm ich mit Freuden das Anerbieten an, und kaum 14 Tage verflossen, so buchstabierten meine Zöglinge, ein Knabe und ein Mädchen, schon zu meiner grösszten Zufriedenheit und nach weiteren 14 Tagen lasen die Kinder den Eltern, die sehr religiös waren, leichte Stellen aus der Bibel vor. Die Hausfrau war so vergnügt darüber, dass sie mir aus Dankbarkeit am nächsten Samstag ein schönes Hemd und Halstuch zum Geschenk machte.

Um diese Zeit kam jeden Tag gegen Abend ein alter Deutscher namens Grosz in unsere Wirtschaft, und hatte derselbe von meinem Brotherrn die Erlaubnis, auf dem Heustock zu übernachten. Man erzahlte mir von diesem Sonderling, er sei in der französischen Revolution der neunziger Jahre in Lyon öffentlicher Ankläger gewesen, sei nach derselben nach Amerika geflüchtet, habe in Lancaster, Pennsylvanien, sich als Schuhmacher etabliert, und als er sich etliche Tausend Dollars gesammelt, habe ihn die fixe Idee ergriffen, den Sonderling und groszen Philosophen zu spielen. In Philadelphia mietete er ein Haus, stattete ein Zimmer mit alten Büchern aus und spielte den groszen und reichen Gelehrten, indem er einen langen Bart und einen langen Talar trug und flott lebte. Er machte Aufsehen genug, aber bald war die Kasse leer, die Wirte wollten dem Feinschmecker nichts mehr borgen und nach und nach musste ein Stück Möbel und ein Buch nach dem andern verkauft werden.

Sein Kostwirt erdachte nun, um wieder zu seinem Geld zu kommen, folgendes. Derselbe hatte ein Hotel in der Nähe von Rising Sun; der Philosoph musste nun eine Höhle in der Nachbarschaft beziehen und den Einsiedler spielen, der nur von Kräutern und Wurzeln lebte. Nachts, wenn alles still war, schlich sich der edle Einsiedler nach dem Hotel, wo er gefüttert wurde und schlief. Dieser Humbug zog; Hunderte besuchten die Höhle, nicht blosz von Philadelphia, sondern auch von Baltimore, New York und Washington, um den Wundermann zu sehen, der ihnen wahrsagte und Wundermedizin verkaufte. Der Wirt machte glänzende Geschäfte. Drei Monate dauerte der Spasz, da betrank sich der Herr Einsiedler und wurde von den Besuchern als ein elender Humbug erkannt und verspottet.

Da nahm sich Herr Wilhelm Horstmann Senior des alten deutschen Narren an, liesz ihn rasieren und den Talar ablegen und mie-

tete ihm eine Stube, wo er Schuh flicken sollte. Aber Grosz war allzusehr an das Nichtstun gewöhnt; er trieb sich überall umher, bis er als Vagabund aufgegriffen und ins Armenhaus gebracht wurde, wo er starb. Grosz war eine handelnde Person in den furchtbaren Szenen der französischen Revolution gewesen, und gab von denselben höchst lebhafte und ergreifende Schilderungen.

(Eine Fortsetzung dieser Erinnerungen folgt im nächsten Hefte unter dem Titel „Aus meinem Leben.")

Carl Borm.

Carl Borm wurde am 13. Februar 1831 zu Tilsit in Ost-Preuszen geboren und kam im Alter von 23 Jahren nach Philadelphia. Er hatte das Schneiderhandwerk gelernt und errichtete hier ein Kleider- und Tuchgeschäft, in dem er viele Jahre tätig war. Da er sich sehr für den Weinbau bei Egg Harbor City interessierte, so eröffnete er, nachdem er sein Tuchgeschäft aufgegeben hatte, in seinem Gebäude an der Südost-Ecke der Sechsten und Arch-Strasze eine Weinhandlung nebst Weinkeller, wo er vorzugsweise amerikanische, besonders Egg Harbor und California Weine hielt. Er betrieb dieses Weingeschäft mehrere Jahre mit gutem Erfolge, und seine Kellerwirtschaft wurde von vielen angesehenen und gebildeten Deutschen und Amerikanern besucht.

Auch im gesellschaftlichen Leben der Deutschen hat Borm eine bedeutende Rolle gespielt. Er hat sich namentlich um die deutsche freie Gemeinde, deren Sprecher er von Dezember 1877 bis Juni 1887 war, und um die freie Sonntagsschule des Arbeiterbundes grosze Verdienste erworben. Dieser gehörte er wohl seit ihrer Gründung an, wurde im September 1860 einer ihrer Lehrer, war als solcher viele Jahre tätig und bei seinen Schülern und Schülerinnen sehr beliebt. Im Jahre 1861 zum Präsidenten der Schule gewählt, bekleidete er dieses Amt ohne Unterbrechung und wurde am 27. März 1887 zu ihrem Ehrenpräsidenten auf Lebenszeit ernannt.

Er interessierte sich sehr für ein deutsches Theater und im Jahre 1867, bei der Schlusssitzung des Ehrenkomitees des zehnten allgemeinen Sängerfestes, beantragte er die Gründung eines deutschen Theaters. Das Unternehmen war jedoch ein Fehlschlag. Er war Mitglied der Deutschen Gesellschaft (seit 1868), der Turngemeinde, des Deutschen Hospital-Vereins und anderer Vereine. Im Jahre 1889 machte er eine Reise nach Deutschland und zum Abschiede erhielt er von vielen seiner Freunde und Stammgäste schriftliche Teilnahmsbezeugungen in Versen und Prosa, darunter auch eine von Professor Oswald Seidensticker.

Etwa ums Jahr 1891 verlegte Borm seinen Wohnsitz nach Egg Harbor City, N. J., wo er auf seinem Landsitze Karlsruhe am 19. März 1902 starb. Zu seinem Begräbnisse, das am 23. März stattfand, hatte sich eine ziemliche Anzahl seiner Freunde, Herren und Damen, von Philadelphia eingefunden, darunter eine Delegation

der freien Gemeinde. Im Trauerhause hielt Dr. C. J. Hexamer, der Präsident der Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien, eine ergreifende Rede, worin er besonders der hervorragenden Verdienste Borms um die Erziehung der Jugend gedachte. Einer Anordnung des Verstorbenen zufolge wurde der Sarg offen nach dem Friedhofe überführt, damit Licht und Luft ihn noch bis zu seiner Gruft umgäben. Der Gesangverein Aurora sang an seinem Grabe und Herr Joseph Edelmann, der auch im Hause gesprochen, rief dem Toten die letzten Abschiedsgrüsze nach. Seinem Wunsche gemäsz warfen die Anwesenden nicht Erdschollen auf seinen Sarg, sondern grüne Zweige und Blätter. C. F. Huch.

Zum Abschied.

„So leb denn wohl, du altes Haus",
Rief mancher mit Betrübnis aus,
Als ihm die Kneipe sich verschloss,
Wo er so gern ein Glas genoss
Von gutem Tranke, edler Labe,
Des eignen Landes reiner Gabe,
Egg Harbors viel gerühmter Saft,
Den deutscher Fleisz herausgeschafft,
Wo ehedem auf Jerseysand
Ein ärmliches Gestrüppe stand.
Auch trefflich ist und wohl beliebt
Der Wein, den uns Ohio gibt,
Und Californiens reicher Segen.
Was ist denn all sein Gold dagegen?
So war dem Gaste stets zur Hand
Wonach nur sein Begehren stand,
Und je nach Stunde oder Wunsch,
Erfreute ihn dazu ein Lunsch.
Doch war die alte Kneipe nicht
Auf Speis und Trank nur eingericht'.
„Wenn gute Reden sie begleiten",
So sagte Schiller schon vor Zeiten,
„Dann fliesst die Arbeit munter fort."
So war es auch an diesem Ort.
Da wurde alles und noch mehr
Lebhaft verhandelt hin und her,
Geschichte, Kunst, Philosophie
Und National-Oekonomie,
Moral, Erziehung, Politik
In Monarchie und Republik,
Freihandel, Schutzzoll, Bürgerpflicht,
Verknechtung und Ausschankgericht,
Der Tageschronik bunter Kram
Und was noch sonst zur Sprache kam.

Ein jeder ohne alle Faxen
Sprach wie der Schnabel ihm gewachsen.
Wer keinen Braten bot, ei nu,
Der gab doch seinen Senf dazu.
Nennt ihr's auch Kannegieszerei,
's fällt doch manch kluges Wort dabei.
Zu Zeiten stellt sich zum Sermon
Der Kneipe würd'ger Schutzpatron.
Behäbig ist er von Gestalt,
Hat sich ein Bäuchlein angeschnallt.
Die Worte weisz er wohl zu setzen
Und seine Hörer zu ergötzen.
Und wenn der Geist sich in ihm regt,
Spricht er was ihm das Herz bewegt,
Und zieht aus der Erfahrung Bronnen
Manch wertes Kleinod an die Sonnen.
Dann lauschen alle der Belehrung
Und schätzen ihres Wissens Mehrung.
Dann flüstert's wohl aus einem Eck:
„Der hat das Herz am rechten Fleck."
Ein andrer sagt: „Er ist kein Tropf,
Er trifft den Nagel auf den Kopf."
Nun aber seit dem letzten Mai
Ist's auch mit *dem* Plaisir vorbei.
Der Schwaden, der auf Sang und Spiel
Verderblich wie ein Mehltau fiel,
Der jedes deutsche Fest erstickte,
Und jeden Sängerpark umstrickte,
Die neue Temperenz-Reform
Vertrieb uns auch von Papa Borm.
Darob könnt' ich noch weidlich brummen,
Doch lieber will ich jetzt verstummen.
Gehorsam ist des Bürgers Pflicht;
Das heiszt so viel wie: Mucke nicht.
Auf andre Zeiten woll'n wir hoffen,
Dann hält Freund Borm wohl wieder offen.

O. Seidensticker.

Am Tage der Unabhängigkeits-Erklärung 1889.

(Aus Borms Papieren.)

Fritz Schütz.

Fritz Schütz wurde am 14. April 1833 zu Walldorf bei Heidelberg geboren. Sein Vater, ein der rationalistischen Richtung angehörender protestantischer Pfarrer, hatte an dem genannten Orte eine Erziehungsanstalt gegründet, die einen ziemlichen Ruf genoss und in Walldorf selbst, wie später in dem benachbarten Edingen, etwa 25 Jahre bestand. In seinem fünften Lebensjahre wurde

Schütz, infolge einer Gehirnentzündung, am rechten Beine gelähmt und war seitdem genötigt, an zwei Krücken zu gehen. Nachdem er in der Anstalt seines Vaters vorbereitet war, trat er, sechzehn Jahre alt, in die sechste Klasse des Lyzeums zu Heidelberg, und bezog zwei Jahre darauf die dortige Universität.

Schütz bekundete schon von frühester Jugend an eine grosze Neigung zum Nachdenken über religiöse Dinge, und bald nach seiner Konfirmation fing er an, sich innerlich mit dem Kirchenglauben zu entzweien. Er studierte daher auch nicht Theologie, sondern vorzugsweise Philosophie, die damals unter Kuno Fischer in Heidelberg neu aufgeblüht war, und daneben Naturwissenschaften und Geschichte. Doch da es galt, an ein Brotstudium zu denken, so wandte er sich im dritten Universitätsjahre der Philologie zu und machte im Jahre 1855 das Staatsexamen als Lehramtspraktikant, worauf er noch zur vollkommeneren Ausbildung in der französischen Sprache auf ein Jahr nach Frankreich ging.

Dann folgte eine Zeit des freudigen praktischen Schaffens als Lehrer und Erzieher, zuletzt als Mitvorsteher am Edinger Institute. Doch bald wurde der alte Drang nach einer Wirksamkeit auf religiös-sittlichem Gebiete wieder vorherrschend, und Schütz schloss sich im Jahre 1860, in der Hoffnung als Sprecher an irgend einer freien Gemeinde wirken zu können, der freien Gemeinde in Heidelberg an; trat jedoch, in seinen Erwartungen getäuscht, wieder zurück und folgte einem Rufe an die neuerrichtete Erweiterte Volksschule in Schwetzingen als Direktor und erster Lehrer. Dort verehelichte er sich im Jahre 1864 mit einer Jungfrau aus dem Arbeiterstande, die sich mit seiner Unterstützung in Deutschland und Frankreich eine vielseitigere Bildung angeeignet hatte.

Inzwischen war die freisinnige Bewegung in der badischen protestantischen Kirche eingetreten, Schütz hatte daran teilgenommen, Versammlungen der ländlichen Kirchenvorstände veranstalten helfen, eine Broschüre gegen das pietistische Kirchenbuch geschrieben und war von der freisinnigen Partei in die neue kirchliche Gemeindeversammlung gewählt worden. Da er dadurch mit dem orthodoxen Bürgermeister und mit dem geistlichen Schulinspektor Schwetzingens in Konflikt geriet, und in seinem Innern fortwährend den heiszen Wunsch nach Tätigkeit auf dem Gebiete der religiösen Reform nährte, so gab er nach fünfjähriger Schultätigkeit im Jahre 1866 seine Stelle auf, um öffentliche Vorträge zu halten und so ein Volkslehrer zur Reformation des neunzehnten Jahrhunderts zu werden. Aber unter welchen Verhältnissen? Die Stelle und somit die Besoldung war aufgegeben, Vermögen besasz er nicht und die Familie hatte sich bereits um ein Glied vermehrt. Mit seinem Vater hatte sich Schütz schon durch seinen Beitritt zur freien Gemeinde in Heidelberg, noch mehr aber durch seine Verehelichung entzweit, und dazu sein körperliches Gebrechen. Ueberdies war auch in Hinsicht auf die öffentlichen Verhältnisse die Lage eine möglichst ungünstige. Das Jahr 1866 mit seinen politischen Umwälzungen hatte alle Aufmerksamkeit dem Felde der Politik zugewendet, und ferner war Schützens Streben gegen die Halbheit des Protestanten-Ver-

eins gerichtet, weshalb dieser gegen ihn agitierte. Endlich hielt er seine Vorträge nicht innerhalb der freien Gemeinden, um, wie er dachte, auf die Masse des Volkes zu wirken, und deshalb blieben diese untätig. So kam es denn, dass er am 16. Oktober 1866 seinen ersten Vortrag in Pforzheim vor vier Zuhörern hielt, während ein vor der Türe stehender, feindlich gesinnter Haufe den Redner durch Lärmen unterbrach. Aehnlich war der Erfolg in Karlsruhe und Heidelberg. Das Unternehmen war misslungen.

Nun folgten zwei Jahre des Privatisierens, ausgefüllt mit Journalistik, Privatunterricht, philosophischen Studien und der Herausgabe seines Werkes „Glaubenserneuerung des neunzehnten Jahrhunderts." Indessen wandte sich Schütz wieder mehr den freien Gemeinden zu in der Meinung, dass diese das praktische Feld für eine religiöse Erneuerung abgeben könnten, und wurde im Frühjahr 1868 von der Gemeinde Apolda in Thüringen zum Sprecher gewählt. Von dort aus hielt er zugleich regelmäszige Reisevorträge durch das schöne, für freireligiöse Bestrebungen so empfängliche Thüringen und half eine Reihe von freireligiösen Vereinen gründen. Einzelne Ausflüge führten zu Vorträgen in Magdeburg und Berlin, sowie in Süddeutschland. Die Zeit schwerer Prüfung war vorüber, ein freudiges, seiner innersten Natur entsprechendes erfolgreiches Wirken war an ihre Stelle getreten.

Inzwischen gewann Schütz immer mehr die Ueberzeugung, dass die freien Gemeinden nur dann eine bedeutende, für das Gemeinwohl nützliche Aufgabe erfüllen könnten, wenn sie alle Fragen des innern sittlichen, wie des familiären, politischen und sozialen Lebens in den Kreis ihrer Besprechungen und ihrer Agitation zögen, und die Verhältnisse in Deutschland nach 1870, mit seiner übermächtigen militärischen Staatsgewalt, schienen ihm dafür nicht günstig. Daher wandte er seine Blicke nach Amerika.

Im Frühjahr 1871 wurde Schütz von der deutschen freien Gemeinde in Philadelphia zum Sprecher gewählt. Das erste Jahr brachte ihm und seiner Gattin herben Verlust. Die vier Glieder der Familie wurden von den Blattern befallen und die beiden Kinder wurden dahingerafft. Im zweiten Jahre hatte er das Unglück, in der Gemeindehalle sein gelähmtes Bein zu brechen. Dabei kostete es manche Arbeit, sich in den neuen fremdländischen Verhältnissen zurecht zu finden und in ihnen seinem Streben entsprechend zu wirken, was er trotz allem Missgeschick mit unermüdlichem Eifer tat. Ueber sein Wirken in Amerika ist in der im elften Hefte der Mitteilungen enthaltenen Abhandlung „Die freireligiöse Bewegung unter den Deutschamerikanern" berichtet worden. Der wackere Streiter für Geistesfreiheit und Volkswohlfahrt starb im Jahre 1888.

(Hauptquelle: Bloomington Anzeiger.)

Der Deutsche Pionier-Verein von Philadelphia.

Präsident:
Hermann Faber.

Vize-Präsidenten:
S. W. Pennypacker,
J. G. Rosengarten,
Louis Wagner,
Julius F. Sachse.

Schatzmeister:
Martin Hotz,
468 N. Siebente Strasze, Philadelphia, Pa.

Sekretär:
C. F. Huch,
1218 N. Franklin-Strasze, Philadelphia, Pa.

Direktoren:

F. Leser,	L. E. Faber,
H. Weniger,	Wm. Regenspurger,
A. Stein,	Jacob Conrad.

Jahresbeitrag, $1.00.

3 1198 05100 1886
N/1198/05100/1886X

WERT
BOOKBINDING
MIDDLETOWN, PA
NOV 81
We're Quality Bound

3 1198 05100 1886
N/1198/05100/1886X